

1 Theorie: Für eine Lektüre literarischer Mehrsprachigkeit aus sprachphilosophischer und (post-)strukturalistischer Perspektive

Ziel dieses Kapitels ist die Entwicklung eines neuen, literaturtheoretisch basierten Ansatzes zur Beschreibung literarischer Mehrsprachigkeit. Dazu werden ausgehend von Ferdinand de Saussures Zeichenmodell erstmals die in den literaturtheoretisch maßgeblichen Theorierichtungen des 20. Jahrhunderts – Formalismus und Strukturalismus, Kritische Theorie, Psychoanalyse und Dekonstruktion – vorhandenen Ansätze zur Deutung von Mehrsprachigkeit systematisch erschlossen und mit Blick auf die Textanalyse diskutiert. Insgesamt verknüpft sich damit der Anspruch, die bereits präsentierten Forschungsrichtungen kulturwissenschaftlicher und soziolinguistischer Prägung sowie die Typologisierungen von Formen und Funktionen literarischer Mehrsprachigkeit zu ergänzen. Ihnen gilt es einen eigenständigen theoretischen Ansatz zur Seite zu stellen, mit dem insbesondere die für jede literarische Sprachgestaltung zentralen Vorgänge der Autoreferentialität und Poetizität in ihrer Verbindung zu mehrsprachigen Schreibweisen erfasst werden können sowie darüber hinaus deren enge Verbindung zu Fragen der Sprachkritik und der „Materialität der Kommunikation“¹. Meine Neukartierung literarischer Mehrsprachigkeit stellt Ansätze ins Zentrum, die ausgehend vom Interesse an der Sprache als System von Zeichen einen Weg von der sprachlichen Beschaffenheit des Textes zu seiner literaturtheoretischen Erfassung aufzeigen, den auch meine Studie einschlagen will, indem sie ausgehend von der Konstatierung einer linguistisch beschreibbaren Sprachdifferenz nach deren Funktion und Deutbarkeit im Medium der Literatur fragt. Besonders interessiert dabei die Auseinandersetzung der untersuchten Texte mit dem Signifikanten als sinnlich (auditiv und/oder visuell) wahrnehmbaren Teil von Sprache. Im Laufe der Studie wird immer wieder zu beobachten sein, wie gerade in der Begegnung mit anderssprachigen Textteilen diese gleichsam materielle Dimension des Textes augenfällig wird, die ihrerseits, wie es David Wellberry formuliert hat, ein „nichtreduzierbares Element auf dem Schauplatz der Bedeutung“² darstellt.

¹ Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer (Hg.). *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1988.

² Wellberry, David E. „Die Äußerlichkeit der Schrift“. *Schrift*. Hg. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. München: Fink, 1993. 337–348, hier 343. Zur Diskussion dieser materiellen Dimension von Sprache und Schrift, die im Akt des Lesens als sinnstiftender Tätigkeit gleichsam aufgelöst

Es ist bislang nicht ausreichend beachtet worden, dass im Rahmen umfassender sprachkritischer und -philosophischer Fragestellungen so gut wie durchgängig auch Mehrsprachigkeit bzw. Differenzen zwischen verschiedenen Sprachen diskutiert werden. Dies gilt bereits für Saussures Vorlesungen zur allgemeinen Sprachwissenschaft sowie für die Schriften der russischen Formalisten und Roman Jakobsons. Walter Benjamin erkundet in seinem Übersetzeraufsatz das Verhältnis zwischen den Sprachen als erkenntnisstiftend hinsichtlich des Wesens der Sprache überhaupt, und auch Theodor W. Adorno beschäftigt sich mit Fremdwörtern im Rahmen übergreifender sprachphilosophischer Fragestellungen. Psychoanalytische Ansätze lassen Sprachwechseln als Möglichkeit der Einsicht in Prozesse der Erinnerung und Verdrängung eine besondere Aufmerksamkeit zukommen. Schließlich verbindet Jacques Derrida seine biografische Spracherfahrung mit sprachphilosophischen Grundpositionen. In die literaturwissenschaftliche Mehrsprachigkeitsforschung eingegangen sind bereits Derridas Schrift *Die Einsprachigkeit des Anderen* sowie Adornos Fremdwörteraufsätze. Im vorliegenden Kapitel gilt es zu zeigen, dass darüber hinaus in zeichentheoretisch und sprachphilosophisch basierten Ansätzen des 20. Jahrhunderts die Reflexion mehrsprachiger Konstellationen dazu dient, entscheidende Einsichten in die Beschaffenheit von Sprache überhaupt und in das System der Zeichen zu gewinnen. Textinterne Mehrsprachigkeit funktioniert dabei als Hervorhebung des Signifikanten, der über die einzelsprachliche Abweichung besonders anschaulich hervortritt.

In der inhaltlichen Ausrichtung ihrer Deutungsarbeit unterscheiden sich die diskutierten Ansätze gemäß ihrer disziplinären Ausrichtung und ihres spezifischen Erkenntnisinteresses. Während in den von linguistischen Beobachtungen ausgehenden formalistischen Schriften und auch bei Roman Jakobson die Abweichungen der poetischen Sprachgestaltung von der Alltagssprache im Zentrum stehen, geht es den philosophischen Ansätzen um bedeutungsgenerierende Prozesse, im psychoanalytischen Ansatz erklären biografisch-psychische Prozesse den Sprachwechsel. Gemeinsam ist ihnen allerdings, dass Sprachwechsel und -mischung als Produkt von bestimmten Prozessen der Verdichtung und Überlagerung verstanden werden und darüber hinaus als selbstreferentieller Verweis auf das sprachliche Medium selbst. Aus eben diesem Grund lassen sich die mehrsprachigen Stellen nicht eindeutig übersetzen, sondern müssen in ihrem Netz von Bezügen entziffert werden. Mit dem Fokus auf die Zusammenhänge von Mehrsprachigkeit, Sprachkritik und Poetizität ergeben sich aus den untersuchten Schriften Gemeinsamkeiten, aus denen die für

diese Studie grundlegende Theorie zur Lesbarkeit textinterner Mehrsprachigkeit als poetisches Erzeugnis entwickelt werden kann.

1.1 Lautbildlichkeit und Poetizität des fremden Wortes bei Ferdinand de Saussure, den russischen Formalisten, Roman Jakobson und Michail Bachtin

Ferdinand de Saussure thematisiert in seinem 1916 posthum veröffentlichten *Cours de linguistique générale* Mehrsprachigkeit zwar nur kurz, aber gleichwohl an der zentralen Stelle, an der er die Beschaffenheit des Signifikanten ausführt und erörtert, wie dieser in seiner opaken Lautbildlichkeit in das System der Sprache als bedeutungsstiftend eingebunden wird. Dabei geht er zunächst auf die physikalische Grundlage von Sprache als Übermittlung von „Schallwellen vom Mund von A zum Ohr von B“³ ein, der von dem psychischen Prozess der Assoziation eines Lautbildes mit einem entsprechenden Konzept begleitet wird. Letzteres gelingt allerdings nur unter Sprechern, die der gleichen Sprache mächtig sind. Andernfalls bleibt Sprechen und Hören ein rein physikalischer Akt, in dem lediglich unverständliche Laute ausgetauscht werden: „Wenn wir eine Sprache hören, die wir nicht kennen, nehmen wir sehr wohl die Laute wahr, aber aufgrund unseres Unverständnisses bleiben wir vom sozialen Ereignis ausgeschlossen.“⁴ Damit wird im *CLG* die Wahrnehmung einer fremden Sprache mit der ihrer erhöhten lautbildlichen Seite bei gleichzeitigem Schwinden des kommunikativen Nutzens enggeführt. Untersuchungen von Seiten der Fremdsprachendidaktik haben inzwischen einen entsprechenden Zusammenhang von Spracherwerb und Sprachbewusstheit (*language awareness*) festgestellt. In der fremden Sprache fallen Steffi Morkötter zufolge Laut- und Schriftbilder, aber auch wörtliche Bedeutungen idiomatischer Wendungen stärker ins Auge.⁵ Saussure führt für seine zentrale These von der Arbitrarität des Zeichens die Existenz verschiedener Sprachen als Beweis an:

Die Idee von ‚soeur‘ (Schwester) ist durch keine innere Beziehung an die Lautfolge *s-ö-r* gebunden, die ihr als Signifikant dient; sie könnte auch durch irgendeine andere wiedergegeben werden; das beweisen schon die Unterschiede zwischen den Sprachen und selbst die Existenz

³ Saussure: *CLG*, 63.

⁴ Ebd., 65.

⁵ Morkötter, Steffi. *Language Awareness und Mehrsprachigkeit. Eine Studie zu Sprachbewusstheit und Mehrsprachigkeit aus der Sicht von Fremdsprachenlernern und Fremdsprachenlehrern*. Frankfurt/Main: Peter Lang, 2005.

von verschiedenen Sprachen: Das Signifikat ‚boeuf‘ („Ochse“) hat auf der einen Seite der Sprachgrenze *b-ö-f* zum Signifikanten, auf der anderen *o-k-s*.⁶

So wird im *CLG en passant* klar, dass sich die unterschiedlichen Sprachen ihre physikalisch-lautbildliche Seite teilen und gerade die Mehrsprachigkeit die Arbitrarität des Bezugs von Signifikant und Signifikat in jeder Sprache vor Augen führt. Gegenüber dieser Arbitrarität und Binarität des Zeichens erhält die Sprachgemeinschaft die Funktion, die Herstellung von Bedeutung zu konventionalisieren und zu regulieren und so die symbolische Ordnung herzustellen und aufrechtzuhalten. Saussure beschreibt sie als eine Art Zwangsgemeinschaft, in der die Konvention zur Sprachverwendung strikt festgelegt und bewahrt wird:

Wenn der Signifikant einerseits hinsichtlich der Idee, die er wiedergibt, als frei gewählt erscheint, so ist er andererseits hinsichtlich der Sprachgemeinschaft, die ihn verwendet, nicht frei: Er ist aufgezwungen. [...] Man sagt zur Sprache: ‚Wähle!‘, aber man fügt gleichzeitig bei: ‚Du nimmst dieses Zeichen und kein anderes‘.⁷

Demzufolge beschneidet die Gemeinschaft der Sprecher einer nationalen Sprache die in der Arbitrarität des Lautbildes angelegte Freiheit rigoros und ordnet sich Signifikanten wie individuelle Sprecher unter. Dabei muss die Wahrnehmung des Signifikanten in seiner Dinglichkeit hinter seine feste Bindung an ein bestimmtes Signifikat zurücktreten. Die Sprachgemeinschaft verstärkt mithin die Sprache (*langue*) als System zur möglichst eindeutigen Bedeutungsgenerierung, während die Konfrontation mit anderen Sprachen gerade Arbitrarität und lautbildliche Beschaffenheit des Signifikanten hervorhebt. So wird sichtbar, dass der Signifikant nicht restlos im Signifizierten aufgeht und die *langue* auf die *language* als allen Menschen gemeinsame Fähigkeit zur Lautproduktion wie auf die *parole* als Rede des Einzelnen geöffnet. Diese Erkenntnis stellt im *CLG* allerdings eher eine Art Nebenprodukt von Saussures Theorie der Binarität des Zeichens dar. Ebenso wie er den Signifikanten vollständig dem Signifikat unterstellt, geht Saussure auch davon aus, dass niemand ein Interesse an einer Durchbrechung der von der Sprachgemeinschaft gesetzten Grenzen hat, wenn er behauptet: „[J]edes Volk ist im allgemeinen mit der Sprache zufrieden, die es hat.“⁸ Von der in der vorliegenden Studie untersuchten Literatur wird diese Annahme allerdings widerlegt, indem es hier gerade darum geht, in der vorgefundenen, national geprägten Sprache über die

⁶ Ebd., 106.

⁷ Ebd., 108.

⁸ Ebd., 109.

translingual ausgerichtete Arbeit am Signifikanten Verschiebungen und Erweiterungen vorzunehmen.

Ausgehend von dieser linguistischen Basis erarbeitet der Formalismus Kriterien für eine Analyse der poetischen Sprache. Textinterner Sprachwechsel wird dabei als Mittel der poetischen Abweichung und somit der Durchbrechung konventionalisierter Bedeutung beschrieben. Über ihn lassen sich Fragen der Materialität und Mehrdeutigkeit verhandeln. Die methodischen Ansätze des russischen Formalismus sind für diese Arbeit deshalb wichtig, weil sie linguistische mit literaturwissenschaftlichen Fragestellungen verbinden und darüber hinaus die literarische Sprache in ihren Abweichungen von alltagssprachlichen Normen, ihrer Materialität und ihrer Ästhetizität untersuchen.⁹ Wie zu zeigen sein wird, stellen insbesondere Viktor Šklovskij's Konzept der Verfremdung und Abweichung sowie Roman Jakobsons Begriff der Poetizität ein griffiges Instrumentarium zur Untersuchung der ästhetischen Gestaltung von Mehrsprachigkeit dar, insofern sie literarische Sprachmischung als spezifischen Kunstgriff und Mittel zur Erzeugung von Poetizität fassbar machen.

In seiner grundlegenden Untersuchung „Kunst als Kunstgriff“ von 1917 geht Viktor Šklovskij vom Problem der Automatisierung der Wahrnehmung aus, die auch die Sprache erfasst:

Das Ding geht gleichsam in einer Verpackung an uns vorüber, wir wissen, daß es existiert, da es Raum einnimmt, aber wir sehen nur seine Oberfläche. Unter dem Einfluß einer solchen Wahrnehmung schwindet das Ding [...]. Auf dieselbe Weise nehmen wir die Wörter in der Umgangssprache wahr: sie werden nur halb gehört. [...] So geht das Leben dahin, wird zum Nichts. Die Automatisierung verschlingt alles.¹⁰

Die Aufgabe der Kunst nun besteht Šklovskij zufolge darin, diesen Prozess zu unterbrechen, um „die Wahrnehmung des Lebens wiederherzustellen, die Dinge fühlbar, den Stein steinig zu machen“¹¹. Eine solche Entautomatisierung könne durch zwei Verfahren bewirkt werden: durch die „Verfremdung“ und die „Komplizierung der Form“¹². Bei der Verfremdung (russ. *ostranenie*)¹³ geht es darum,

⁹ Vgl. dazu das Standardwerk Hansen-Löve, Aage A. *Der russische Formalismus. Methodologische Rekonstruktion seiner Entwicklung aus dem Prinzip der Verfremdung*. Wien: Verl. d. österr. Akad. d. Wiss., 1978.

¹⁰ Šklovskij, Viktor. „Kunst als Kunstgriff“. Ders. *Theorie der Prosa*. Hg. u. übers. v. Gisela Droha. Frankfurt/Main: Fischer; 1984. 7–24, hier 13.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd

dass „die Dinge nicht beim Namen genannt werden“¹⁴, was durch den Einsatz der rhetorischen Figuren Metonymie, Metapher und Symbol erreicht werden kann. Aber auch textinterne Mehrsprachigkeit kann darunter gerechnet werden, insofern darin von der im einzelsprachlichen Zusammenhang erwarteten und automatisierten Bezeichnung abgewichen und ein Effekt der Verfremdung erzeugt wird.¹⁵ Šklovskij sieht insgesamt eine Strukturähnlichkeit zwischen der poetischen Sprache, die die Wahrnehmung vom Automatismus befreit, und einer fremden Sprache: „Nach Aristoteles soll sie [=die dichterische Sprache, E.K.] fremdartig und überraschend wirken; in der Praxis ist sie oft eine fremde Sprache“¹⁶. Aufgegriffen wird hier die Stelle aus Aristoteles‘ Poetik, in der „fremdartige Ausdrücke“ als dichterische Mittel begriffen werden: „Die sprachliche Form ist erhaben und vermeidet das Gewöhnliche, wenn sie fremdartige Ausdrücke verwendet. Als fremdartig bezeichne ich die Glosse, die Metapher, die Erweiterung und überhaupt alles, was nichtüblicher Ausdruck ist.“¹⁷ Während Aristoteles bezüglich der Vermeidung des Gewöhnlichen weniger Sprachmischung und „Barbarismen“ als rhetorische Figuren meinen dürfte, erweitert Šklovskij die poetischen Mittel der Verfremdung explizit um die Mehrsprachigkeit und überblendet die „Fremdartigkeit“ der poetischen Sprache mit der Verwendung fremder Sprachen. So führt er als Beispiele poetischer Praxis das Sumerische bei den Assyrrern, das Lateinische des Mittelalters und die Arabismen in der persischen Literatur ebenso an wie den in der russischen Literatur gebräuchlichen Wechsel zwischen Schriftsprache, Dialekten und Französisch. Šklovskij zufolge ist die Sprachmischung somit ein „besondere[r] Kunstgriff, um die Aufmerksamkeit zu fesseln“¹⁸. Die Verwendung schwer oder nicht verständlicher Sprachen trägt dazu bei, eine „schwierige, bewußt gehemmte, gebremste Sprache“¹⁹ zu erzeugen, die wiederum konstitutiv für die Dichtung überhaupt ist.

13 Für eine Diskussion von Šklovskis Konzept in seinem historischen Kontext und mit Bezug auf seine Rezeption vgl.: Lachmann, Renate. „Die ‚Verfremdung‘ und das ‚neue Sehen‘ bei Viktor Šklovskij“. *Poetica* 3 (1970): 226–249.

14 Šklovskij: „Kunst“, 22.

15 Sturm-Trigonakis (*Global Playing*, 154) rechnet die Entautomatisierung unter die „funktionalen und rezeptionsästhetischen Aspekte literarischer Mehrsprachigkeit“.

16 Ebd.

17 Aristoteles. *Poetik*. Hg. u. übers. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam, 1982. 71. Ähnlich heißt es in der Rhetorik: „Daher ist es nötig, der Umgangssprache etwas Fremdartiges zu verleihen, denn die Menschen bewundern das Entlegene.“ Aristoteles. *Rhetorik*. Übers. u. erl. v. Franz G. Sieveke. München: Fink, 1980. 169.

18 Šklovskij: „Kunst“, 23.

19 Ebd.

Nach Šklovskij beschreibt auch der Prager Strukturalist Jan Mukařovský das Verhältnis von Standardsprache und poetischer Sprache als eines von Norm und Abweichung. Als ein besonders eingängiges Beispiel für die Verletzung der standardsprachlichen Norm und damit die Erzeugung poetischer Sprache, verweist auch er unter anderem auf die Sprachmischung.²⁰ Harald Fricke kategorisiert demzufolge die textinterne Mehrsprachigkeit in der formalistischen Theorie als eine Technik der Abweichung und Verfremdung neben anderen, die auf graphischer, phonetischer, morphologischer und lexikalischer Ebene erzeugt werden.²¹

Das Interesse des Formalismus an Mehrsprachigkeit ist mithin ein doppeltes: Einmal wird konkret textinterne Mehrsprachigkeit als Mittel von Verfremdung und Abweichung begriffen und somit als ein künstlerisches Verfahren, durch das der Effekt einer Entautomatisierung von Wahrnehmung erzielt wird und so scheinbar bekannte Dinge und Sachverhalte neu gesehen werden können. Zum anderen wird die dichterische Sprache selbst mit einer fremden Sprache verglichen, insofern sie von der Alltagssprache abweicht und ungewohnte Ausdrücke findet. Ins Zentrum rücken dabei die Gestaltung des Signifikanten und seine Dinglichkeit.

Eben hier setzt Roman Jakobsons Begriff der Poetizität an. In seinem Aufsatz „Was ist Poesie?“ von 1934 betont Jakobson die „Eigengesetzlichkeit des Wortes“²² und die „Autonomie der ästhetischen Funktion“²³, die in der Dichtung zu Tage trete. Poetizität manifestiere sich dadurch, „daß das Wort als Wort und nicht als bloßer Repräsentant des benannten Objektes oder als Gefühlsausbruch empfunden wird. Dadurch, daß die Wörter [...] nicht nur indifferenter Hinweis auf die Wirklichkeit sind, sondern eigenes Gewicht und selbständigen Wert erlangen.“²⁴ Mithin geht es hier um ein selbsterreferentielles Moment, in dem das Wort jenseits seiner Benennungsfunktion in seiner (schriftlichen und lautlichen) Materialität wahrnehmbar wird. In „Linguistik und Poetik“ (1960) wird diese These wiederaufgegriffen und in der Bestimmung der sechs sprachlichen Funktionen weiterentwickelt. Dabei ist es

²⁰ Mukařovský, Jan. „Standard Language and Poetic Language“. *A Prague School Reader on Esthetics, Literary Structure, and Style*. Selected and translated from the original Czech by Paul L. Garvin. Bloomington: Indiana Univ. Press, 1964. 17–30, 18.

²¹ Fricke: *Norm*, 32.

²² Jakobson, Roman. „Was ist Poesie?“ Ders. *Poetik*. Hg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1979. 67–82, hier 78.

²³ Ebd.

²⁴ Ebd., 79. Zum Begriff der Poetizität vgl.: van Peer, Willie. „Poetizität“. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* (Band 3). Hg. Jan-Dirk Müller. Berlin: De Gruyter, 2003. 111–113; Winko, Simone. „Auf der Suche nach der Weltformel. Literarizität und Poetizität in der neueren literaturtheoretischen Diskussion“. *Revisionen 2. Grenzen der Literatur. Zum Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hg. Dies., Fotis Jannidis und Gerhard Lauer. Berlin: DeGruyter, 2009. 374–396.

die „poetische Funktion“, die die „Spürbarkeit der Zeichen“²⁵ vermittelt und damit auch die „fundamentale Dichotomie der Zeichen und Objekte“²⁶ in Erinnerung ruft. Diese poetische Funktion spielt in allen sprachlichen Tätigkeiten eine Rolle, ist aber in der „Wortkunst“ vorherrschend und strukturbestimmend, insofern sie hier – so Jakobsons zentrale These – „das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination [projiziert]“²⁷.

Bezüglich des Verfahrens der textinternen Mehrsprachigkeit nun ist zu konstatieren, dass gerade darüber, dass ein Wort als anderssprachig aus dem umgebenden Text hervorgehoben wird, die Aufmerksamkeit auf seine ‚äußere‘, ‚sprachige‘ Erscheinungsform gelenkt wird. Erst dann wird es, je nachdem, wie vertraut der Leser mit dem Idiom ist, auf seine Bedeutung hin transparent oder bleibt opak. Dieser Effekt darf insofern als ein poetischer im Sinne Jakobsons gelten, als dabei das Augenmerk auf den Signifikanten gerichtet wird und „das Wort als Wort“²⁸ hervortritt. Jurij Lotman vergleicht in diesem Sinne das fremde Wort mit einem „Fremdkörper, der in eine gesättigte Lösung fällt, den Ausfall von Kristallen hervorruft, das heißt die Struktur des Lösungsmittels zum Vorschein bringt.“²⁹ Durch den selbstreferentiellen Verweis auf seine Sprachlichkeit macht das fremde Wort mithin auch den medialen Charakter des gesamten Textes kenntlich. Textinterne Mehrsprachigkeit kann somit als eine Möglichkeit betrachtet werden, die poetische Wirkung eines Textes zu intensivieren. Jakobson selbst deutet eine solche Lesart der Funktion von Mehrsprachigkeit bezüglich der Erzeugung von Poetizität an, wenn er fragt: „Wie weit wäre die Befreiung der russischen Schriftsprache wohl gediehen, wenn nicht der Ukrainer Gogol gekommen wäre, der das Russische schlecht beherrschte?“³⁰

Schließlich geht es Jakobson mit dem Beharren auf der Dichotomie zwischen Zeichen und Bezeichnetem, die in der poetischen Sprache hervorgehoben wird, darum, eindeutige, automatisierte Bezeichnungsvorgänge auf mehrdeutige Bezüge hin zu öffnen. Der „Vorrang der poetischen Funktion vor der referentiellen“ löscht den „Gegenstandsbezug nicht aus, sondern macht ihn mehrdeutig.“³¹ Eben dadurch führt die Poetizität dazu, dass auch die Wahrnehmung der Wirklichkeit verschoben

²⁵ Jakobson, Roman: „Linguistik und Poetik“ Ders. *Poetik*. Hg. v. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1979. 83–121, hier 93.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., 94.

²⁸ Jakobson: „Was ist Poesie?“ Ders. *Poetik*, 79.

²⁹ Lotmann, Jurij M. *Die Analyse des poetischen Textes*. Hg. u. übers. v. Rainer Grubel. Kronberg: Scriptor, 1975. 160.

³⁰ Jakobson: „Was ist Poesie?“ Ders. *Poetik*, 68.

³¹ Jakobson: „Linguistik“. Ders. *Poetik*, 111.

werden kann. Der Fokus auf den Signifikanten führt dabei letztlich zu einer Beförderung des Realitätsbewusstseins:

Doch wozu dies alles? Weshalb ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß das Zeichen nicht mit dem bezeichneten Gegenstand verschmilzt? – Deshalb, weil neben dem unmittelbaren Bewußtsein der Identität von Zeichen und Gegenstand (A gleich A_i) auch das unmittelbare Bewußtsein der unvollkommenen Identität (A ungleich A_i) notwendig ist; diese Antinomie ist unabdingbar, denn ohne Widerspruch gibt es keine Bewegung der Begriffe, keine Bewegung der Zeichen, die Beziehung zwischen Begriff und Zeichen wird automatisiert, das Geschehen kommt zum Stillstand, das Realitätsbewußtsein stirbt ab.³²

Textinterne Mehrsprachigkeit leistet, wie in den Textanalysen deutlich werden wird, in vielen Fällen ebendies: Allein mit der Verwendung eines anderssprachigen Ausdruckes wird, wie bereits Saussure bemerkte, ein Bewusstsein über die unvollkommene Identität von Zeichen und Gegenstand befördert und somit Bewegung in Begriffe und automatisierte Wahrnehmung gleichermaßen gebracht. Autorinnen und Autoren verwenden Sprachmischung, um über die Abweichung von konventionalisierten Schreibweisen Sachverhalte neu zu perspektivieren und mittels poetischer Verfahren die Sichtweisen auf die Wirklichkeit zu verschieben. Im Rückgriff auf Jakobson kann dies im Einzelnen als Verfahren zur Erzeugung von Poetizität beschrieben werden. Um allerdings die weiteren mit dem Sprachwechsel verbundenen soziokulturellen Kontexte berücksichtigen zu können, muss darüber hinaus die Theorie Michail Bachtins beigezogen werden.

Michail Bachtins Untersuchungen zur Rede- und Sprachvielfalt im Roman entstehen in zeitlicher Nähe zum russischen Formalismus, jedoch in Abgrenzung zu demselben.³³ Gerade die für Bachtin so zentrale Einsicht in die Zirkulation des Wortes in sozialen Kontexten lässt sich mit dem formalistischen Ansatz nicht adäquat beschreiben. Für die vorliegende Studie nun gilt, dass die weiteren historisch-sozialen Kontexte im Analyse-Teil in die Untersuchung der literarischen Inszenierung des fremden Wortes einbezogen werden, weil sie in ebendieser Inszenierung meist mitverhandelt werden. Insofern ist Bachtins in *Probleme der Poetik Dostoevskis* (1929) und *Das Wort im Roman* (verfasst 1934–35) entwickelte Theorie der Polyphonie und der Dialogizität durchaus von Interesse. Gleichzeitig ist sie allerdings wegen ihrer starken Bindung an den modernen Roman (insbesondere das Werk Dostoevskis) und die für diesen zentrale Gestaltung von Figuren- und Relevielfalt hier kein durchgängiger methodischer Bezug. Dies nicht zuletzt auch

32 Jakobson: „Was ist Poesie?“. Ders. *Poetik*, 79.

33 Zu Bachtins Auseinandersetzung mit dem Formalismus vgl.: Freise, Matthias. *Michail Bachtins philosophische Ästhetik der Literatur*. Frankfurt/Main: Peter Lang, 1993. 63–98.

deshalb, weil Bachtin eine Übertragbarkeit seiner Polyphonie-Theorie auf die anderen Gattungen ausdrücklich ausschließt. Trotzdem muss an dieser Stelle wegen seiner großen Bedeutung für die Erforschung literarischer Mehrsprachigkeit auf Bachtin eingegangen und auf jene Aspekte seiner Theorie verwiesen werden, die sich mit der methodisch-theoretischen Ausrichtung der vorliegenden Studie produktiv verbinden lassen. Dies betrifft neben der grundlegenden Einsicht in die soziale Dimension der Polyphonie insbesondere Bachtins Ansatz, anhand des fremden Wortes über das Verhältnis von Wort und Ding und die Materialität der Sprache zu reflektieren. Generell exploriert Bachtin den Roman als eine Gattung, für die die Verbindung heterogener stilistischer Einheiten konstitutiv ist. Die Besonderheit der Gattung beruht mithin auf der „Kombination dieser untergeordneten, aber relativ eigenständigen (manchmal sogar verschiedensprachigen) Einheiten innerhalb der höheren Einheit des Ganzen.“³⁴ Der Stil des Romans ist eine „Kombination von Stilen“, seine Sprache „ein System von ‚Sprachen‘.“³⁵ Neben der Redevielfalt nennt Bachtin auch die Sprachvielfalt als Merkmal des Romanes.³⁶ Laut Sylvia Sasse greift er dabei soziolinguale Gegebenheiten auf, die „innere Aufspaltung der einheitlichen Nationalsprache in soziale Dialekte, [...], Berufsjargon, [...] Sprachen von Altersstufen [...], Interessensgruppen, [...] Zirkeln und Moden“³⁷. Auf diese Weise „orchestriert“ der Roman „seine Themen, seine gesamte abzubildende und auszudrückende Welt der Gegenstände und der Bedeutungen mit der sozialen Redevielfalt und der auf ihrem Boden entstehenden individuellen Stimmenvielfalt.“³⁸ In Bachtins Theorie ist textinterne Mehrsprachigkeit so Teil einer umfassenderen, von sozial-gesellschaftlichen Teilbereichen bestimmten Mehrstimmigkeit. Sie manifestiert sich im Roman in der Figurenrede. Hierin liegt der Unterschied zum Untersuchungsinteresse dieser Arbeit. Ihr Gegenstand sind nicht dem Realismus verpflichtete Romane, in denen auch im deutschen Raum die sozialen Mehrsprachigkeiten ihres Handlungsortes bzw. -milieus in der Orchestrierung der Figurenrede aufgegriffen werden.³⁹ Stattdessen geht es um die spezifische Inszenierung einzelner Wörter im *discours* als anderssprachig, wobei in den meisten Fällen zwar im Sinne Bachtins eine Verbindung zur sozialen Sprachrealität des Autors oder der Handlung hergestellt werden kann, diese aber nicht als Erklärung für den spezifischen und vor allem auch selektiven Einsatz von Sprachmischung ausreicht. Der Fokus liegt auf der poetischen Inszenierung des als solches

³⁴ Bachtin: „Das Wort im Roman“, 157.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl.: Sasse, Sylvia. *Michail Bachtin*. Dresden: Junius, 2010. 121.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd.

³⁹ Insbesondere in den Romanen Theodor Fontanes und Thomas Manns.

hervorgehobenen fremden Wortes, die gerade auch auf Ebene des *discours* außerhalb der Figurenrede stattfindet. Mit anderen Worten werden hier nicht je verschiedenen Figuren zugeordnete Stimmen analysiert, sondern der Text selbst, dessen gleichsam eine Stimme sich verschiedensprachig manifestiert. Dass sich dabei in einzelnen der untersuchten Texte auch Strukturen finden, die sich auf Vielstimmigkeit im Sinne Bachtins zu untersuchen lohnte, sei damit selbstverständlich nicht ausgeschlossen, steht aber nicht im Zentrum dieser Studie.

Beachtenswert für die vorliegende Studie hingegen sind die Ansätze zum Verhältnis von Wort und Ding, die Bachtin am Rande seiner Polyphonie-Theorie entwickelt, und die auf den hier verhandelten Bereich übertragen werden können. In erster Linie gehört dazu die Einsicht, dass gerade aus der Differenz der Sprachsysteme und ihrer Kontrastierung neue künstlerische Darstellungsweisen gewonnen werden können. Dann die Reflexion über das Verhältnis von Gegenstand und den zu seiner Bezeichnung in verschiedenen Sprachen bereits stehenden Wörtern. Bachtin betont hier, dass das „lebendige Wort [...] seinem Gegenstand keineswegs identisch gegenüber [steht]: zwischen Wort und Gegenstand [...] liegt die elastische und meist schwer zu durchdringende Sphäre der anderen, fremden Wörter zu demselben Gegenstand, zum gleichen Thema.“⁴⁰ Bachtin sieht mithin – darin Šklovskij nicht unähnlich – den Gegenstand gleichsam eingepackt in eine dichte sprachliche Hülle, die von seinen Bezeichnungen in allen möglichen Einzelsprachen gebildet werden. In dieser Sichtweise wird die mit der einsprachigen Norm verknüpfte Selektion adäquater Bezeichnungen für ein Ding außer Acht gelassen und stattdessen das Verhältnis von Ding und Sprache überhaupt im Sinne einer Gleichwertigkeit und Gleichzeitigkeit aller möglichen Sprachen beschrieben. Diese These ist nicht zuletzt kongruent mit der noch zu diskutierenden Auffassung Sigmund Freuds, dass für eine Sachvorstellung nur schon deshalb mehrere Signifikanten zur Verfügung stehen, weil es dafür Wörter aus verschiedenen Sprachen gibt. Ausgehend von der Konstatierung der grundsätzlichen Nähe der Sprachen durch den ihnen gemeinsamen Gegenstandsbezug, entwickelt Bachtin die Argumentation, dass das einzelne Wort in einer steten Wechselbeziehung mit den anderssprachigen Wörtern begriffen sei: „Das auf seinen Gegenstand gerichtete Wort geht in diese dialogisch erregte und gespannte Sphäre der fremden Wörter, Wertungen und Akzente ein, verflieht sich in ihre komplexen Wechselbeziehungen [...] all das kann das Wort wesentlich formen.“⁴¹ Der Dialog zwischen den mit einer Sache verbundenen verschiedenen Wörtern ist mithin unumgänglich: „Auf allen seinen Wegen zum Gegenstand, in allen Richtungen trifft das Wort auf ein fremdes

40 Ebd.

41 Bachtin: „Das Wort im Roman“, 170.

Wort und muss unweigerlich mit ihm in eine lebendige, intensive Wechselbeziehung eintreten.⁴² Der Einsatz fremder Wörter erinnert so daran, dass die einzelnen Wörter und Sprachen nicht als abgeschlossene Einheiten zu begreifen sind, sondern in ständigem Austausch und Dialog mit anderen Wörtern und Sprachen begriffen sind. Dies stellt erstens die Vorstellung von in sich und nach außen geschlossenen kulturellen Einheiten wie Nation oder Nationalliteratur in Frage. Zweitens wird durch die Konfrontation mit dem fremden Wort – der Tatsache, dass es ganz unterschiedlich lautende Bezeichnungen für einen Gegenstand gibt – auch wieder die bereits diskutierte sprachliche Materialität und Opazität des Wortes selbst offensichtlich.

1.2 Mehrsprachigkeit im Kontext der Sprachphilosophie Walter Benjamins und Theodor W. Adornos

Walter Benjamin vertritt in seiner Sprach- und Übersetzungsphilosophie die Vorstellung einer grundsätzlichen Nähe der verschiedenen Sprachen über den gemeinsamen Bezug auf das, was sie meinen. Wenn insgesamt in seinen Schriften manifeste Erscheinungen von Mehrsprachigkeit kaum eine Rolle spielen, ist es doch dieser Gedanke der Verbindung der einzelnen Sprachen miteinander durch ihre Übersetzbarkeit, der hinsichtlich seines theoretischen Impulses für diese Studie zu diskutieren ist.

In seinen Aufsätzen „Lehre vom Ähnlichen“ und „Über das mimetische Vermögen“ lehnt Benjamin Saussures These von der Arbitrarität der Zeichen ab und postuliert seinerseits, dass „die Sprache, wie es für Einsichtige auf der Hand liegt, nicht ein verabredetes System von Zeichen ist“⁴³. Stattdessen fragt er nach Spuren der Ähnlichkeit von Wort und Ding, die wiederum auf eine adamitische Ursprache, eine reine Sprache vor ihrer Zerstückelung im Sündenfall, hinweisen. Solche Spuren einer anderen Sprachordnung könnten in Onomatopoetika, aber auch im Verhältnis der einzelnen Sprachen zueinander zu finden sein. In diesem Zusammenhang wird folgendes Experiment vorgeschlagen: „Ordnet man Wörter der verschiedenen Sprachen, die ein gleiches bedeuten, um jenes Bedeutete als ihrem Mittelpunkt, so wäre zu erforschen, wie sie alle – die miteinander oft nicht die geringste Ähnlichkeit besitzen – ähnlich jenem Bedeuteten in ihrer Mitte sind.“⁴⁴ Während bei Saussure gerade die Existenz verschiedensprachiger Signifikanten für

⁴² Ebd., 172.

⁴³ Benjamin, Walter. „Lehre vom Ähnlichen“. Ders. *Gesammelte Schriften*. Bd. II/1, hg.v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1991. 204–10, hier 207.

⁴⁴ Ebd., 207.

ein Signifikat als Beweis für die Arbitrarität der Zeichen angeführt wird, soll sie bei Benjamin die These einer „unsinnlichen Ähnlichkeit“ bestärken, nach der in den Sprachen die einmal umfassend waltenden Ähnlichkeitszusammenhänge in Resten erhalten geblieben sind. Nun geht es hier nicht darum zu diskutieren, inwiefern das Experiment geeignet ist, die *per definitionem* offene und flüchtige Denkfigur der „unsinnlichen Ähnlichkeit“ exemplarisch zu belegen.⁴⁵ Vielmehr ist bemerkenswert, dass im Vorschlag einer Anordnung von verschiedensprachigen Signifikanten um ein gemeinsames Signifikat zur Erkundung von Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Wort und Ding ein sprachphilosophischer mit einem sprachexperimentellen Ansatz überblendet wird, der an avantgardistische Wortspiele erinnert.⁴⁶ Dabei wird, wie bereits zu Beginn des Aufsatzes, auf das Spiel als Ort verwiesen, an dem sich Reste des mimetischen Vermögens erhalten haben und systematisch geschult werden können.⁴⁷ Hier ist es gerade die von Benjamin vorgeschlagene spielerische mehrsprachige Wortanordnung, an der der Leser seine Wahrnehmung von Sprache erproben und festgefügte Grundsätze wie jenen von der Arbitrarität der Zeichen überdenken soll. Das von Benjamin vorgeschlagene mehrsprachige Arrangement lässt sich demnach als ein „Vexierbild“⁴⁸ beschreiben. Erleichtert durch die nicht unmittelbare Verständlichkeit der Wörter, das Hervortreten ihrer signifikanten Gestalt, können hierin momenthaft andere Zusammenhänge in der Sprache jenseits ihrer binären Struktur erkannt werden; ein Weg, um die von Benjamin verfolgte „Theorie der nicht-instrumentellen Seite der Sprache wie der Schrift“⁴⁹ weiter auszubilden.

Insofern es dem in der „Lehre vom Ähnlichen“ vorgeschlagenen mehrsprachigen Experiment um eine Beleuchtung des Verhältnisses sowohl der Sprachen zueinander als auch zu dem von ihnen Bezeichneten geht, schließt es eng an Benjamins Aufsatz „Die Aufgabe des Übersetzers“ an. Die spielerische Anordnung verschiedensprachiger Signifikanten um ein gemeinsames Signifikat zielt auf eine

⁴⁵ Winfried Menninghaus (*Walter Benjamins Theorie der Sprachmagie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1995. 65–66) hat das Beispiel, zusammen mit dem in der „Lehre vom Ähnlichen“ folgenden von der Verbindung des Buchstabens Beths mit einem Haus, als letztlich zu „krude“ für eine Erfassung der „unsinnlichen Ähnlichkeit“ bezeichnet.

⁴⁶ Zur Bedeutung der Beschäftigung mit der literarischen Moderne für Benjamins Hinwendung zur Sprache vgl.: Abel, Julia. *Walter Benjamins Übersetzungsästhetik. Die ‚Aufgabe des Übersetzers‘ im Kontext von Benjamins Frühwerk und seiner Zeit*. Bielefeld: Aisthesis, 2014. 111–125.

⁴⁷ Vgl.: „Zunächst einmal sind Kinderspiele überall durchzogen von mimetischen Verhaltensweisen [...]. Das Kind spielt nicht nur Kaufmann oder Lehrer sondern auch Windmühle und Eisenbahn.“ (Benjamin: „Lehre vom Ähnlichen“, 205.)

⁴⁸ Ebd., 208.

⁴⁹ Menninghaus: *Sprachmagie*, 65.

Erkenntnis jenes „innersten Verhältnisses der Sprachen“⁵⁰ ab, wie es dort diskutiert wird.⁵¹ Dieses „innerste Verhältnis“ werde in der Übersetzung zwar nicht offenbart oder hergestellt, wohl aber dargestellt. Benjamin beschreibt es als „das einer eigentümlichen Konvergenz. Es besteht darin, daß die Sprachen einander nicht fremd, sondern *a priori* und von allen historischen Beziehungen abgesehen einander in dem verwandt sind, was sie sagen wollen.“⁵² Die einzelnen Sprachen unterscheiden sich in der „Art des Meinens“ und könnten alle das Gemeinte nicht erreichen, im Streben danach aber sich ergänzen: „Vielmehr beruht alle überhistorische Verwandtschaft der Sprachen darin, daß in ihrer jeder als ganzer jeweils eines und zwar dasselbe gemeint ist, das dennoch keiner einzelnen von ihnen, sondern nur der Allheit ihrer einander ergänzenden Intentionen erreichbar ist: die reine Sprache.“⁵³ Die Übersetzung ist die Form, in der die Sprachen in ihrem Streben hin auf das Ideal einer „reinen Sprache“ ineinander spielen. Benjamin erläutert dies an einem deutsch-französischen Beispiel: „In ‚Brot‘ und ‚pain‘ ist das Gemeinte zwar dasselbe, die Art, es zu meinen, dagegen nicht. [...] Während der gestalt die Art des Meinens in diesen beiden Wörtern einander widerstrebt, ergänzt sie sich in den beiden Sprachen, denen sie entstammen.“⁵⁴ Benjamin interpretiert hier das Verhältnis der Sprachen zueinander als, wie Julia Abel es formuliert hat, „Verwandtschaft ihrer Intentionen auf die reine Sprache“⁵⁵. Das Beispiel von *Brot* und *pain* stellt dabei eine reduzierte Version der besprochenen mehrsprachigen Anordnung aus der „Lehre vom Ähnlichen“ bzw. dem „mimetischen Vermögen“ dar. Entsprechend könnte die manifeste mehrsprachige Zusammenstellung als eine Art Zwischenstation unterwegs im Prozess der Übersetzung gelesen werden. Dabei wird dem Leser allerdings nicht nur die Herstellung unsinnlicher Ähnlichkeitsbeziehungen aufgegeben, es wird auch das Problem der Fremdheit im Prozess der Übersetzung dargestellt. Benjamin zufolge ist die Übersetzung eine „irgendwie vorläufige Art [...], sich mit der Fremdheit der Sprachen auseinanderzusetzen“⁵⁶. Aufgabe des Übersetzers ist es, „[j]ene reine Sprache, die in fremde gebannt ist, in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der Umdichtung zu befreien“⁵⁷.

⁵⁰ Benjamin, Walter. „Die Aufgabe des Übersetzers“. Ders. *Gesammelte Schriften*. Bd. IV/1, hg. v. Tillman Rexroth. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1991. 9–21, hier 12.

⁵¹ Vgl.: Lemke, Anja. „Zur späteren Sprachphilosophie“. *Benjamin-Handbuch*. Hg. Burkhardt Lindner. Stuttgart: Metzler, 2006. 643–652, hier 649.

⁵² Benjamin: „Aufgabe“, 12.

⁵³ Ebd., 13.

⁵⁴ Ebd., 14.

⁵⁵ Abel: *Benjamins Übersetzungsästhetik*, 295.

⁵⁶ Benjamin: „Aufgabe“, 14.

⁵⁷ Ebd.

Dazu muss er die „morsche[n] Schranken der eigenen Sprache“⁵⁸ brechen. Die Übertragung soll die beteiligten Sprachen verändern. Sie müssen sich, wie es in Benjamins Zitat von Rudolf Pannwitz heißt, „durch die fremde sprache gewaltig bewegen lassen“, so dass letztlich nicht das Indische, Griechische oder Englische verdeutscht, sondern das Deutsche „verindischt“, „vergriechischt“, „verenglischt“ werden soll.⁵⁹ Um dies zu erreichen, muss, wie Hans Jost Frey es formuliert hat, dem Übersetzer die eigene Sprache fremd werden – was wiederum überhaupt nur deshalb möglich ist, weil „die eigene Sprache die fremde schon in sich hat.“⁶⁰ Diese ursprüngliche Fremdheit wird mit anderen Worten erst in der Konfrontation von zwei oder mehreren Sprachen offenbar. Sie hat zur Folge, dass sich der „Zusammenhalt von Sprache und Gehalt“⁶¹ auch in der Ausgangssprache lockert und die Aufmerksamkeit „auf die Sprache selbst“⁶² gelenkt wird. Aus diesem Prozess der Verfremdung resultiert allerdings auch die Bedrohung, „daß die Tore einer so erweiterten und durchwalteten Sprache zufallen und den Übersetzer ins Schweigen schließen.“⁶³ Benjamin verweist hier auf Hölderlins Sophokles-Übersetzungen, in denen „der Sinn von Abgrund zu Abgrund“⁶⁴ stürze und sich verliere. Diese Gefahr, dass Sprache(n) zu fremd werden, trägt jede Auseinandersetzung mit ihnen in sich. Bei Benjamin ist es am Schluss seines Aufsatzes der heilige Text, der ein Halten gewährt, da er unmittelbar, „in seiner Wörtlichkeit [...] der Lehre angehört“⁶⁵. Deshalb sei die „Interlinearversion des heiligen Textes [...] das Urbild oder Ideal aller Übersetzung“⁶⁶. Ohne hier auf die Dimension des Sakralen eingehen zu können, ist festzuhalten, dass Benjamin mit der Interlinearversion erneut eine mehrsprachige Textanordnung ins Spiel bringt.⁶⁷ In den Interlinearversionen heiliger Schriften ist gleichsam die Anordnung von Wörtern verschiedener Sprachen aus der „Lehre zum Ähnlichen“ umgesetzt. Sie sind mithin Orte, an denen Einblicke in

58 Ebd., 19.

59 Ebd., 20. Für eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Zitat aus Pannwitz, Rudolf. *Die Krisis der europäischen Kultur*. Nürnberg: Carl, 1917 und den Implikationen seiner Verwendung bei Benjamin vgl. Abel: *Benjamins Übersetzungsästhetik*, 335–349.

60 Frey, Hans Jost. „Die Sprache und die Sprachen in Benjamins Übersetzungstheorie“. *Übersetzen. Walter Benjamin*. Hg. Christiaan L. Hart Nibbrig. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2001. 147–158, hier 149.

61 Ebd.

62 Ebd.

63 Benjamin: „Aufgabe“, 21.

64 Ebd.

65 Ebd.

66 Ebd.

67 Neben ihrer Verwendung in der Übersetzung heiliger Schriften ist daran zu erinnern, dass die Interlinearversion auch die Grundlage der im 19. Jahrhundert entwickelten Methode zum Fremdspracherwerb von Toussaint-Langenscheidt darstellt.

Sprache und Schrift als „Archiv unsinnlicher Ähnlichkeiten“ hergestellt, durch die babelsche Zerstückelung der Vielsprachigkeit wie durch die Scherben eines Gefäßes ein gemeinsames Ganzes erahnt werden kann.

Nun sind zwar Interlinearversionen mehrsprachige Texte, mehrsprachige Texte aber nicht zwingend Interlinearversionen. Trotzdem können sie wie jene als Form eines Zusammenspiels der Sprachen gesehen werden, als sich im Prozess einer nicht abschließbaren Übersetzung befindliche (die nicht in einem konventionellen Sinne mit dem Transfer aus einer Ausgangs- in eine Zielsprache abgeschlossen wird). Dabei tritt in der mehrsprachigen Konfrontation das Moment der Fremdheit der Sprache (und zwar der ‚fremden‘ so wohl wie der ‚eigenen‘) hervor. Gerade dadurch entsteht hier die Chance einer Erweiterung der eigenen national beschränkten Sprache und letztlich die Überschreitung der jeweils beschränkten natürlichen Sprachen auf eine „reine“ Sprache hin. Wenn auch Benjamins Konzept der reinen oder adamitischen Ursprache für diese Studie kaum eine Rolle spielt, zeigt sich doch auch in den untersuchten Texten im Verfahren der Mehrsprachigkeit der Versuch, in der Überwindung von Sprachgrenzen eine ausdrucksstärkere und so eine dem Gemeinten näher kommende Literatursprache zu generieren.

Theodor W. Adorno und die „Wörter aus der Fremde“

Theodor W. Adorno hat sich in zwei Aufsätzen und einem Aphorismus mit der Erscheinung des Fremdwortes auseinandergesetzt: „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“ lautet der Titel des in den frühen 1930er Jahren verfassten und erst aus dem Nachlass veröffentlichten Textes, „Wörter aus der Fremde“ der des zweiten Aufsatzes von 1959. Der Aphorismus aus dem zweiten Teil der *minima moralia* von 1945 lautet: „Fremdwörter sind die Juden der Sprache.“⁶⁸ Ähnlich wie bei Benjamin findet sich in diesen Schriften der Ansatz, dass, gerade indem in Gestalt fremder Wörter die Fremdheit von Sprache überhaupt zum Vorschein gebracht wird, eine Überschreitung der gegebenen und immer schon defizitären Idiome gedacht werden kann. Anders als Benjamin bindet Adorno seine sprachkritische Auseinandersetzung stark in historische und soziale Kontexte ein. Die drei genannten Texte verhandeln aus sprachphilosophischer Perspektive die linguistische Größe des Fremdwortes, verstanden im engeren Sinne als Übernahme eines anderssprachigen Begriffes ins Deutsche, dessen Herkunft aus einer fremden Sprache (i. d. R. Latein,

68 Adorno, Theodor W. *Minima Moralia*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1951. 141.

Griechisch oder Französisch) im Unterschied zum Lehnwort sichtbar bleibt.⁶⁹ In Deutschland sind die Fremdwörter seit dem Barock Gegenstand von Diskussionen um Sprachreinheit und die Frage, was zur deutschen Sprache gehört und was ausgeschlossen werden sollte. Adorno verfasst seine Texte mithin vor dem Hintergrund der langen Geschichte sprachpuristischer Verurteilungen und deren Widerlegung, die zunächst die Herausbildung der neuhighdeutschen Schriftsprache im 16./17. Jahrhundert begleiten und zur Zeit des deutschen Kaiserreichs, vor allem während des Ersten Weltkriegs, ein Revival erleben.⁷⁰ Entstehungsgeschichtlich liegen zwischen Adornos Texten dessen amerikanisches Exil und die damit verbundenen Erfahrungen und Reflexionen bezüglich des deutsch-englischen Sprachwechsels.⁷¹ Die frühere Auseinandersetzung mit dem fremden Wort wurde durch den historischen Bruch nicht obsolet. Sie wird im Gegenteil, wie Sinkwan Cheng und Yasemin Yıldız argumentieren haben, vor dem Hintergrund einer sprachlichen Reflexion der Exilerfahrung ebenso wie der Frage, wie nach Nationalsozialismus und Holocaust weiter oder wieder deutsch geschrieben werden kann, erneut aufgegriffen.⁷² Bezuglich ihrer Gesamtargumentation ergänzen sich die beiden Aufsätze von Adorno: Sowohl im Fremdwortaufsatz aus den 1930er Jahren also auch in dem von 1959 soll erstens ausgehend vom Fremdwort die Vorstellung einer national reinen, territorial gebundenen und in sich organisch geschlossenen und wachsenden Sprache grundlegend in Frage gestellt werden: Fremdwörter eigneten sich als „Zellen des Widerstandes gegen den Nationalismus im Ersten Krieg“⁷³ und transportierten die Utopie „einer Sprache ohne Erde“⁷⁴. Zweitens dient die Reflexion des fremden Wortes als Ansatz zu allgemeinen sprachkritischen und -philosophischen Ausführungen. Der Aphorismus „Fremdwörter sind die Juden der Sprache“ verweist gemeinsam mit dem benachbarten

⁶⁹ Zum historisch-linguistischen Begriff und Konzept des „Fremdwortes“ vgl. Eisenberg, Peter. *Das Fremdwort im Deutschen*. Berlin: De Gruyter, 2011.

⁷⁰ Vgl. von Polenz, Peter. „Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet“. *Fremdwort-Diskussion*. Hg. Peter Braun. München: Fink, 1979. 9–31.

⁷¹ Vgl. dazu: Erdle, Birgit. „Adornos Sprachdenken im Exil“. *Sprache(n) im Exil. Jahrbuch Exilforschung* 32. Hg. Doerte Bischoff, Christoph Gabriel und Esther Kilchmann. München: Text+Kritik, 2014. 83–99. Sowie mit besonderer Berücksichtigung von Adornos Verwendung englischer Wörter: Levin, Thomas Y. „Nationalities of Language. Adorno's Fremdwörter. An Introduction to ‚On the Question: What is German?‘“. *New German Critique* 36 (1985): 111–119.

⁷² Cheng, Sinkwan. „Fremdwörter as ‚The Jews of language‘ and Adorno's Politics of Exile“. *Adorno. Culture, and Feminism*. Hg. Maggie O'Neil. London: Sage, 1999. 75–103; Yıldız: *Beyond*, 67–108.

⁷³ Adorno, Theodor W. „Wörter aus der Fremde“. *Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften*. Bd. 11, hg. v. Rolf Tiedemann. Darmstadt: Wiss. Buchges., 1984. 216–232, hier 218.

⁷⁴ Ebd., 224.

Aphorismus „Der Antisemitismus ist das Gerücht um die Juden“⁷⁵ in erster Linie auf die sprachliche Konstituiertheit des Antisemitismus und seine mediale Verbreitung. Deutlich wird dies auch im Vergleich von Adornos Aphorismus mit dem Zitat aus einem Roman Fritz Mauthners, in dem es heißt: „Die Juden [...] erscheinen mir unter den Deutschen wie die Fremdwörter in der deutschen Sprache.“⁷⁶ Indem Adorno diesen Satz umdreht, setzt er nicht (wie es bei Mauthner geschieht), Juden mit Fremdwörtern gleich, sondern richtet den Fokus darauf, dass die Fremdwörter vom Deutschen ebenso behandelt und stereotypisiert werden wie jüdische Menschen. Vor der spezifischen Geschichte sowohl des Fremdwortes im Deutschen als auch der deutschen Juden lässt sich das als Hinweis darauf lesen, dass zwar beide immer schon in der deutschen Gesellschaft und Sprache beheimatet sind, aber gleichzeitig stets von ihr als „aus der Fremde kommend“ markiert und exkludiert werden. Eine lose Verbindung ergibt sich außerdem zum verbreiteten antisemitischen Stereotyp, Juden sprächen kein reines Deutsch. Bezuglich der Figur der wandernden Worte kann in Adornos Formulierung auch ein Hinweis auf die gleichsam diasporische Existenz des Fremdwortes gesehen werden, das Sprache nicht als ortsfeste Größe, sondern als in Bewegung befindliche ins Auge zu fassen erlaubt. Eine Verbindung von Fremdwörtern, Antisemitismus und jüdischer Erfahrung in Deutschland wird in den Aufsätzen „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“ und „Wörter aus der Fremde“ zwar nicht direkt angesprochen, kann aber aufgrund Adornos Reflexion über das eigene Sprachhandeln mithberücksichtigt werden.⁷⁷

Grundsätzlich geht es Adorno in seiner Theoretisierung des fremden Wortes darum, eine eigene Position jenseits von Sprachpuristen und liberalen Fremdwortverteidigern zu etablieren: Fremdwörter sollen nicht (wie in der liberalen Argumentation) als im Grunde harmlos abgetan und damit das Fremde an ihnen nivelliert werden.⁷⁸ Vielmehr sei darauf abzuzielen, „ihre Sprengkraft zu entbinden; deren Fremdes nicht zu leugnen sondern zu nutzen.“⁷⁹ Die linguistischen

⁷⁵ Adorno: *Minima*, 141.

⁷⁶ Mauthner, Fritz: *Der neue Ahasver* (1882), <https://www.projekt-gutenberg.org/mauthner/ahasver/ahas100.html>. [6.09.2021]. Vgl. dazu: Klaue, Magnus. „... wie die Fremdwörter in der deutschen Sprache‘. Antisemitismus, Rassismus und Sprachkritik in Fritz Mauthners ‚Der neue Ahasver‘“. *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 48 (2007): 85–111.

⁷⁷ So sind möglicherweise die von Adorno seit seiner Kindheit erinnerten Anfeindungen wegen seiner Sprechweise und namentlich des „angeblich übertriebenen Gebrauchs von Fremdwörtern“ („Wörter aus der Fremde“, 216) antisemitisch gefärbt.

⁷⁸ Eine solche ‚Apologie des Fremdwortes‘ erscheint noch wenige Jahre vor Adornos Aufsatz: Rechtmann, Heinrich J. *Das Fremdwort und der deutsche Geist*. Nürnberg: Glock und Lutz, 1953.

⁷⁹ Adorno, Theodor W. „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“. *Noten zur Literatur*; 640–646, hier 640.

Importe gilt es mithin dort zu „verteidigen, wo sie im Sinne des Purismus am schlimmsten sind: wo sie als Fremdkörper den Sprachleib bedrängen.“⁸⁰ In diesem Sinne richtet Adorno den Blick auf Fremdwörter als „concrete embodiments of the non-identical“⁸¹, als Stellen, an denen im Deutschen Spannungen kultureller und sozialer Natur und darüber hinaus Spannungen in der Konstitution von Bedeutung lesbar werden. Kulturhistorisch wird der Umstand, dass im Deutschen (im Gegensatz zum Französischen und Englischen) einzelne Wörter als Fremdwörter markiert bleiben und nicht mit dem Rest der Sprache verschmelzen, darauf zurückgeführt, dass in Deutschland „Zivilisation als Latinisierung [...] nur halb gelang“⁸². Die Fremdwörter werden zu Symptomen eines nicht restlos erfolgten Zivilisationsprozesses: „Daran erinnern im Deutschen die Fremdwörter: daß keine pax romana geschlossen ward, daß das Ungebändigte überlebte, ebenso wie daran, daß der Humanismus, wo er die Zügel ergriff, nicht als die Substanz der Menschen selber erfahren wurde, die er meinte, sondern als ein Unversöhntes und ihnen Auferlegtes.“⁸³ Vor dem historischen Schreibhintergrund der Nachkriegszeit und Adornos Rückkehr nach Deutschland, lässt diese Formulierung nichts an Brisanz zu wünschen übrig. Während im früheren Aufsatz den Fremdwörtern allgemein mit ihrer Fähigkeit zu Präzision, Reflexion und Durchbrechung sprachlicher Homogenität das Potential zugeschrieben wird, „einmal, vielleicht, die dumpfe Gefangenschaft des Menschen in der vorgedachten Sprache [zu] zersprengen“⁸⁴, so geht es in „Wörter aus der Fremde“ nun spezifisch um die deutsche Sprache, wie Yıldız hervorhebt.⁸⁵ Dem Deutschen weist Adorno eine Sonderstellung unter den westlichen Sprachen zu: „Insofern ist das Deutsche weniger und mehr als die westlichen Sprachen; weniger durch jenes Brüchige, Ungehobelte [...] mehr, weil die Sprache nicht gänzlich vom Netz der Vergesellschaftung und Kommunikation eingefangen ist.“⁸⁶ Die durch die Fremdwörter angezeigte Uneinheit der Sprache und Unabgeschlossenheit des Zivilisationsprozesses markiert mithin auch ein Potential, insofern in ihm der „Sprengstoff der Aufklärung“⁸⁷ stecke. Der Schriftsteller könne sich „die Spannung zwischen Fremdwort und Sprache“ zunutze machen und so „[d]as

⁸⁰ Ebd., 642.

⁸¹ Cheng: „Fremdwörter“, 77.

⁸² Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 218.

⁸³ Ebd., 219.

⁸⁴ Adorno: „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“, 643.

⁸⁵ Yıldız: *Beyond*, 91–94.

⁸⁶ Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 220.

⁸⁷ Ebd., 221.

konformistische Moment der Sprache [...] unterbrechen.“⁸⁸ Darüber hinaus macht Adorno im Fremdwort ein Erkenntnispotential für Sprache überhaupt aus, da in ihm zunächst deren Materialität augenfällig werde: „Das Fremdwort mahnt kraß daran, daß alle wirkliche Sprache etwas von der Spielmarke hat, indem es sich selber als Spielmarke einbekennen.“⁸⁹ An den sich einer einheitlichen national-sprachlichen Ordnung widersetzenen Fremdwörtern wird somit einsehbar, was Sprache insgesamt ausmacht: Sie zirkuliert wie eine Spielmarke und ist materiell und selbstreferentiell wie diese. Nicht zuletzt tritt am fremden Wort die Diskrepanz zwischen Benennendem und Benanntem zu Tage: „Sprache hat teil an der [...] Trennung von Sache und Gedanken. Der übliche Klang des Natürlichen betrügt darüber. Er erweckt die Illusion, es wäre, was geredet wird, unmittelbar das Gemeinte.“⁹⁰ Im Gegensatz zum muttersprachlichen Ausdruck, der leicht die Illusion einer natürlichen Verbindung mit dem Gegenstand erweckt, macht das Fremdwort auf den ersten Blick sichtbar, dass es historisch bedingt und künstlich, dass es „gemacht“⁹¹ ist. Aus diesem Grund sind Fremdwörter nach Adorno auch bestens dazu geeignet, den „Jargon der Eigentlichkeit“⁹² zu demaskieren. Fremdwörter verweisen mithin in der einen Sprache sowohl auf andere Sprachen als auch auf das sprachliche Medium selbst. Im früheren Aufsatz knüpft Adorno daran ein sprachutopisches Versprechen: der Schriftsteller, der mit dem Gebrauch von Fremdwörtern „meint, er zitiere aus seiner Bildung und dem speziellen Wissen“, zitiere in Wahrheit bereits aus „einer verborgenen, positiv unbekannten Sprache, die jäh die bestehende ereilt, überblendet, verklärt, als schicke sie sich an, selber in die zukünftige umzuschlagen.“⁹³ Durch ihre Herkunft aus dem humanistischen Bildungsideal werden die Fremdwörter zu Boten einer anderen „eigentlichen Sprache, die keinem Kalkül sich eröffnet, die einzig stückhaft aus dem Zerfall der bestehenden sich erhebt“⁹⁴. Dies, so schließt der Aufsatz aus den 1930ern, sei eine „sicher versprochene Macht“ und als solche die „wahre Rechtfertigung der Fremdwörter“⁹⁵. In seiner Wiederaufnahme des Themas nach 1945 vermag Adorno allerdings keine so direkte und sichere (Sprach-)utopie mehr zu entwickeln. Er sieht

⁸⁸ Ebd. Das Fremdwort wird hier gewissermaßen im Sinne Šklovskis als Durchbrechung einer automatisierten Sprachwahrnehmung eingesetzt.

⁸⁹ Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 221.

⁹⁰ Ebd., 221. Zu Adornos Konzept von Sprache vgl.: Hohendahl, Peter Uwe. *Prismatic Thought. Theodor W. Adorno*. Lincoln: Univ. of Nebraska Press, 1997. 217–242.

⁹¹ Adorno: „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“, 643.

⁹² Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 221.

⁹³ Adorno: „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“, 645.

⁹⁴ Ebd., 645–646.

⁹⁵ Ebd., 646.

die Fremdwörter im Deutschen nun stattdessen in der Funktion der Erinnerung: sie „können helfen, daß etwas von der unnachgiebigen und weiterdrängenden Erkenntnis überwintere, die mit der Rückbildung des Bewußtseins und dem Verfall der Bildung gleichermaßen zu verschwinden droht.“⁹⁶ Als solche Erinnerungen an ein zerstörtes humanistisches Ideal allerdings kämpfen die Fremdwörter im Deutschen immer schon „auf verlorenem Posten“⁹⁷. Waren sie im früheren Aufsatz noch (durch ihre lange Geschichte zwar bereits todesmüde) „Bote[n] aus dem zukünftigen Sprachreich“⁹⁸, so gilt nun: „Hoffnungslos wie Totenköpfe warten die Fremdwörter darauf, in einer besseren Ordnung erweckt zu werden.“⁹⁹ Das konkret gesetzte Fremdwort ist kein direkter Hoffnungsträger mehr, seine Verwendung aber zur Erreichung sprachlicher Genauigkeit nach wie vor unverzichtbar. Dies demonstriert Adorno im zweiten Teil seines Aufsatzes mit einer ausführlichen Befprechung der Fremdwörter in seinem Proust-Kommentar, der ihm die Kritik von Hörern wegen des „übertriebenen Fremdwortgebrauchs“¹⁰⁰ eingebracht hatte und mithin Ausgangspunkt für den Aufsatz „Wörter aus der Fremde“ war. Ohne hier nun auf Adornos einzelne Beispiele näher einzugehen, lässt sich feststellen, dass er in der minutiösen Kommentierung der von ihm verwandten Fremdwörter (wie u. a. *suspendieren*, *designieren*, *imagines*, *soirée*) in erster Linie zeigt, dass er – aus im Einzelnen unterschiedlichen Gründen – die Ausdrücke für die Präzisierung des Gemeinten unbedingt braucht. Wie Šklovskij traut auch Adorno der abweichenden Bezeichnung zu, die Sinne für den damit bezeichneten Gegenstand erneut zu schärfen. Auch wenn das mit dem Fremdwort verbundene sprachutopische Versprechen zerstört ist, benötigt es der Deutsch Schreibende weiterhin, um nicht in den „Jargon der Eigentlichkeit“¹⁰¹ zu verfallen. In diesem unabdingbaren Gebrauch aber wird gleichzeitig die Erinnerung daran weitergegeben, dass die Fremdwörter im Deutschen eine besondere Geschichte haben, sie an den nicht vollständig gelungenen Zivilisationsprozess und die nur partielle Annahme des humanistischen Ideals erinnern und daran, dass hier einst eine schwache Hoffnung zur Überwindung bestanden haben mag, die aber nach dem Nationalsozialismus unwiderruflich

⁹⁶ Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 224.

⁹⁷ Ebd.

⁹⁸ Adorno: „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“, 644.

⁹⁹ Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 224.

¹⁰⁰ Ebd., 216.

¹⁰¹ Adorno vermerkt in der Überlegung zur Möglichkeit, das Fremdwort „Authentizität“ durch den deutschen Ausdruck „Gültigkeit“ zu ersetzen: „Um keinen Preis hätte ich mich damit einlassen dürfen. Man kann nicht den Jargon der Eigentlichkeit angreifen und selbst von gültigen Werken reden“ (ebd., 231).

zerstört ist.¹⁰² Und doch wird in dieser Hoffnungslosigkeit das Warten auf Erweckung in einer „besseren Ordnung“ nicht vollkommen suspendiert. Es mag angesichts Adornos hoffnungsloser Fremdworttotenköpfe an den von Walter Benjamin zitierten Satz von Franz Kafka gedacht werden: „Hoffnung genug [...] nur nicht für uns“¹⁰³. Wer nach Nationalsozialismus und Holocaust mit dem Anspruch der Präzision und Wahrhaftigkeit weiter Deutsch schreibt, der muss das Adorno zufolge mit dem Totenkopf Fremdwort tun. Aus dessen einstigem Bildungsversprechen kann nach dem Zivilisationsbruch zwar keine Hoffnung mehr gewonnen werden, dennoch wartet es in seinen Überresten noch auf eine bessere Ordnung.

Yildiz hat in ihrer Interpretation der Aufsätze argumentiert, dass Adorno in seinen Reflexionen das Deutsche als „a site of nonidentity“ entwerfe und damit eine „postmonolingual practice“¹⁰⁴ andenke, die dann in den mehrsprachigen Verfahren der Gegenwartsliteratur, wo nicht eingelöst, so doch weiter entwickelt werde, da sie mithilfe von Wörtern aus einer anderen Fremde als Adornos klassisch latein-französischer ebenfalls auf die Utopie einer „Sprache ohne Erde“ abzielten. Die These ist nicht unüberzeugend, hat aber den Nachteil, dass sie Adornos Fremdwortkonzeption stark ausdehnt. Auch wenn Adorno gerade vor dem Hintergrund seines amerikanischen Exils durchaus mit verschiedenen Formen von Mehrsprachigkeit konfrontiert ist, bezieht er sich doch in seinen Reflexionen über das fremde Wort ausschließlich auf die traditionellen Fremdwörter und deren Rückhalt in der klassischen Bildung. Um Missverständnisse über seine Stellung zu Sprachmischung auszuschließen, erwähnt er im Aufsatz von 1959, dass Brecht „einmal im Gespräch mich provoziert mit der These, es solle die kommende Literatur in Pidgin English abgefasst werden“¹⁰⁵. Adorno lehnt diese mögliche Aufwertung einer Sprache, die in ihrer Entstehung konstitutiv mit rassistischer Herabsetzung und Exklusion von Bildungsinstitutionen verbunden ist, entschieden ab. Literatur in einer solchen Hybridsprache ist für ihn Ausdruck eines „barbarische[n] Futurismus“¹⁰⁶. Damit werden nicht nur literarische Versuche mit pidginisierten Sprachen grundsätzlich abgelehnt, *en passant* macht Adorno an dieser Stelle auch deutlich, dass die

¹⁰² Yildiz (*Beyond*, 104) geht hier einen Schritt weiter, indem sie hier Fremdwörter im Sinne des Aphorismus als „Juden der Sprache“ einsetzt und so die deutsche Sprache in einen Friedhof verwandelt sieht, wo die Verwendung von Fremdwörtern nach 1945 „guarantee that the German language retains the memory of those deadly historical events“.

¹⁰³ Benjamin, Walter. „Franz Kafka. Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages“. Ders. *Gesammelte Schriften*. Bd. II/2, hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1991. 409–438, hier 414.

¹⁰⁴ Yildiz: *Beyond*, 105.

¹⁰⁵ Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 223.

¹⁰⁶ Ebd.

avantgardistischen Sprachexperimente nach Vorbild der italienischen Futuristen (die sich zum Zeitpunkt der Verfassung von „Wörter aus der Fremde“ freilich schon durch ihre Nähe zum Faschismus desavouiert hatten), nicht die bessere Sprachordnung und der Ausbruch aus der sprachlichen Konformität sind, die er sich vorstellt. Sie werden vielmehr als „barbarisch“ gewertet, also als hinter die Stufe der bestehenden normierten Kultursprachen zurückfallend, nicht über sie hinausweisend. In diesem Sinne ist bereits im Aufsatz aus den 1930ern festgehalten: „das Esperanto ist das Widerspiel jeglichen echten Fremdwortes“¹⁰⁷. Was ist der (für Adorno entscheidende) Unterschied zwischen Hybridsprachen und Avantgarde auf der einen, dem traditionellen Fremdwort auf der anderen Seite? Zunächst lässt sich aus seiner Kommentierung des eigenen Fremdwortgebrauchs im Proust-Kommentar festhalten, dass Fremdwörter nur sehr selektiv gesetzt werden und an Stellen, an denen sie aus Gründen der Präzision absolut unumgänglich sind. Während avantgardistische Verfahren alle Ebenen der Sprache bis zur Unkenntlichkeit verfremden und so die poetische Funktion hervorheben und freisetzen, ist für Adorno die Präzision des Ausdrucks entscheidend. Dafür ist schließlich auch die Wahrung der (monolingual angelegten) Sprachnorm entscheidend – und wenn es aus dem Grund geschieht, dass dann die Fremdwörter wirkungsvoller eingesetzt werden können. Genauer betrachtet geht es Adorno also weniger um die Utopie einer „Sprache ohne Erde“ im Sinne eines polyglotten, alle Normen aufkündigenden neuen Sprechens, wie es der Avantgarde vorschwebt, sondern vielmehr um eine natürliche Sprache, die sich aber von der Bindung an national-territorial verengte Konzepte lösen könnte. Anders formuliert: Es geht ihm um eine ‚deutsche Sprache ohne Erde‘. Sie nun lässt sich ausgehend von den Fremdwörtern denken, die zugleich zum Vokabular des Deutschen gehören, von dessen grammatischen und orthographischen Regeln erfasst werden und dieses doch auch öffnen, indem sie sichtbar auf ihre gleichzeitige etymologische Verbundenheit mit einer anderen natürlichen Sprache verweisen. Nicht genügend wurde in den bisherigen Beschäftigungen mit Adornos Fremdwörter-Aufsätzen bemerkt, dass nicht die Fremdwörter allein die Spuren eines solchen auf andere Sprachen hin geöffneten Deutschen sind, sondern ihre Wirkung entscheidend in Verbindung mit dem Medium der Literatur verstärken. Zu Beginn von „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“ wird die These aufgestellt, dass Fremdwörter sich, obwohl ihnen Ausdrücke in der eigenen Sprache entsprächen, deshalb nicht umstandslos übersetzen ließen, „weil der Ausdruck der Subjektivität in Bedeutung nicht rein aufgelöst werden kann.“¹⁰⁸ Am Signifikanten haftet mithin eine Ausdrucksqualität, die es zu bewahren gilt, indem er als fremdes

107 Adorno: „Über den Gebrauch von Fremdwörtern“, 643.

108 Ebd., 641.

Wort in einen anderssprachigen Kontext übertragen wird. In dieser Mobilisation „wider die sprachliche Konvention“¹⁰⁹ nun trifft sich das fremde Wort mit der poetischen Sprachgestaltung. Sie will ihrerseits, wie Adorno mit Referenz auf Verlaines *art poétique* schreibt, „den Anspruch des Individuums auf seine rationale Unauflöslichkeit in der Sprache erhärten“¹¹⁰. Ebenso wenig wie die Fremdwörter ist Literatur eine organisch-natürliche Sprache, sondern eine „gemacht[e]“¹¹¹, die sprachliche Konformität zugunsten eines souveränen Ausdruckes durchbricht. Fremdes Wort und Literatur verstärken sich mithin gegenseitig in ihrer Wirkung, wie in Adornos Verweis auf die lateinischen Zitate in der Lyrik Baudelaires und die Fremdwörter bei George und Rilke zu erkennen ist.¹¹² Das Fremdwort mag den Kontexten der Bildungs- und Fachsprachen entstammen. In seiner Übernahme in die literarische Sprache entfaltet es sozusagen sein volles Fremdheitspotential, weil es erstens als Zitat gebraucht wird – also sozusagen nochmals seinem herkunfts-sprachlichen Kontext entfremdet – und zweitens im Medium einer poetischen Sprache erscheint, die sich ihrerseits durch ihre ‚Gemachtheit‘ auszeichnet. In dieser spezifischen Kombination, einer Akkumulation von Verfremdung und künstlicher Konstruktion, sind die Fremdwörter jene Stellen, an denen momenthaft eine kommende Sprache erkennbar wird, die sich aus dem Zerfall der organischen erhebt und nicht nach deren Idee zu verstehen ist. Eine solche ‚Familienähnlichkeit‘ von fremden Wörtern und Dichtung, durch die sich beide in ihrer Wirkung der Hinterfragung organischer Sprachvorstellung verstärken können, wird auch in „Wörter aus der Fremde“ erkennbar. Sie ergibt sich bereits aus dem Umstand, dass der Ausgangspunkt des Textes der Proust-Kommentar, also die Auseinandersetzung mit einem literarischen Werk ist. Dass sein Kommentar als mit (zu vielen) fremden Wörtern gespickt verstanden wurde, liegt nach Adorno allerdings nicht daran, dass er tatsächlich viele Fremdwörter enthalten habe, sondern vielmehr in der Natur des literarischen Gegenstandes:

Angesichts großer darstellender Prosa nimmt wohl leicht deren Deutung die Farbe des Fremdworts an. Fremd möchten eher die Sätze klingen als das Vokabular. Versuche der Formulierung, die, um die gemeinte Sache genau zu treffen, gegen das übliche Sprachgeplätscher schwimmen [...] erregen durch die Anstrengung, die sie zumuten, Wut. Der sprachlich Naive schreibt das Befremdende daran den Fremdwörtern zu, die er überall dort verantwortlich macht, wo er etwas nicht versteht; auch wo er die Wörter ganz gut kennt. Schließlich geht es

¹⁰⁹ Ebd., 641.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Ebd., 643.

¹¹² Ebd., 641.

vielfach um die Abwehr von Gedanken, die den Wörtern zugeschoben werden: der Sack wird geschlagen, wo der Esel gemeint ist.¹¹³

In der These, dass die Deutung großer Prosa die „Farbe des Fremdwortes“ annehme, ist eine Auffassung von Literatur erkennbar, die diese ähnlich wie Aristoteles als eine fremdartige Sprache denkt – so anders, dass dies noch auf die Auseinandersetzung mit ihr abfärbt. Denn in der genauen Kommentierung der Literatur besteht die Notwendigkeit, ebenfalls sprachliche Konformität zu durchbrechen. Dieser präzise, „gegen das übliche Sprachgeplätzcher“ gewandte Sprachgebrauch nun stieß bei Adornos Rundfunkpublikum auf Befremden. Formulierungen nicht (sofort) zu verstehen wiederum wird reflexartig darauf zurückgeführt, dass sie in fremden, angeblich schwer verständlichen Wörtern vorgebracht worden sei. Schließlich aber stecke hinter der Behauptung, es handle sich um unverständliche Ausführungen in einer fremden Sprache, die Abwehr gegen die vorgebrachten Gedanken. In dieser Passage ist das Fremdwort mithin weniger eine gegebene lexikalische Größe als der Effekt einer bestimmten Auseinandersetzung mit literarischer Sprache und der Abneigung gegen die dabei zu Tage geförderten Erkenntnisse. Das fremde Wort wird damit gewissermaßen zum Phantom, das überall dort beschworen wird, wo es um den Widerstand gegen die Durchbrechung sprachlicher Konformität – und die damit verbundenen Erkenntnismöglichkeiten – geht. Insofern zielen auch Adornos Ausführungen zu den von ihm gebrauchten Fremdwörtern im Proust-Kommentar nicht ausschließlich auf eine Erklärung oder gar Übersetzung dieses den Hörern doch eigentlich bestens bekannten Vokabulars ab. Indem es die kulturellen und politischen Kontexte frei legt, die in dem verwandten Fremdwort verdichtet sind, gibt es gleichzeitig zu denken, was an dem verwandten Wort und dem damit verbundenen Willen zur Präzision konkret als störend – und besser durch die Übertragung ins konventionelle Deutsche zu eliminierend – empfunden worden sein könnte. So ist jedes benutzte einzelne fremde Wort Ergebnis eines „Prozeß[es] zahlloser ineinander verflochtenen Regungen, Innervationen [sic!] und Erwägungen.“¹¹⁴ Und auch darin macht es schließlich wieder nur sichtbar, „was die Sprache selbst insgesamt gesellschaftlich durchmach[t]“¹¹⁵. Das Fremdwort ist mithin durch seine Objekthaftigkeit und Entfremdung eine im sprachlichen Prozess hervorgehobene Stelle, von der aus und mit der der Schriftsteller verändernd in denselben eingreifen kann.

¹¹³ Adorno: „Wörter aus der Fremde“, 216.

¹¹⁴ Ebd., 232.

¹¹⁵ Ebd.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich in Adornos Theorie des fremden Wortes erstens Aspekte finden, die mit den Befunden der Formalisten durchaus vergleichbar sind. Das betrifft das fremde Wort als Mittel zur Durchbrechung sprachlicher Konformität, seine Verbindung mit einem selbstreferentiellen Verweis auf sprachliche Materialität und Medialität und damit die Trennung von Wort und Ding. Spezifisch für Adorno ist, dass er darin, hierin Benjamins Sprachphilosophie folgend, Spuren einer anderen, utopischen Sprachordnung sieht, die weder national-territorial gebunden noch entfremdet ist. Zweitens verfügt Adornos Diskussion des fremden Worts selbst über einen historischen Index, insofern in „Wörter aus der Fremde“ implizit auch eine Auseinandersetzung mit der Frage eines (Weiter-) schreibens auf Deutsch nach Holocaust und Zweitem Weltkrieg zu erkennen ist. Das fremde Wort erhält hier eine historische Erinnerungsdimension. Es könnte dabei durchaus eine Nähe zu der noch zu diskutierenden psychoanalytischen Fassung des Wortlautes als Erinnerungsträger konstatiert werden, wenn auch bei Adorno die Wörter nicht Speicher einer individuell-biografischen Erinnerung sind, sondern als von historisch-kulturellen Entwicklungen erfasste und geformte gedacht werden. Mit der im Folgenden zu erläuternden Freudschen Auffassung des (fremden) Wortes verbindet Adorno dessen Verständnis als Ort der Verdichtung, als Knotenpunkt unterschiedlicher Prozesse, die es im Einzelnen zu dechiffrieren gilt.

1.3 Psychoanalytische Zugänge zu Sprachwechsel

Sich mit einzelnen Wörtern zu beschäftigen, die vom übrigen Text durch die Zugehörigkeit zu einer anderen Sprache abgesetzt und so als anders und fremd markiert sind, während sie trotzdem in Bedeutung übersetzbare bleiben, setzt ein besonderes Textverständnis voraus. Im Zentrum steht, vor jedem inhaltlich interpretierenden Zugriff, die Auseinandersetzung mit sprachlicher Verfasstheit, Oberflächenstruktur und Erscheinungsbild der Signifikanten. Die Psychoanalyse hält für diesen Lektüreansatz insofern einen geeigneten methodischen Anknüpfungspunkt bereit, als Sigmund Freud zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine eigene Auffassung von Sprache, von Vieldeutigkeit und Deutbarkeit des Wortes unter besonderer Berücksichtigung seines materiellen Erscheinungsbildes entwickelte. Wenn für die vorliegende Studie auf diesen Ansatz zurückgegriffen wird, dann nicht um, wie es in der psychoanalytisch orientierten Literaturwissenschaft überwiegend geschieht, Figuren und ihre Handlungen zu interpretieren. Vielmehr sollen psychoanalytische Ansätze methodisch genutzt werden, um die Beschaffenheit der sprachlichen Textoberfläche und der in sie eingegangenen Verschiebungs- und Verdichtungsvorgänge zu untersuchen. In diesem Sinne werden hier Freuds Konzept von Wort-

und Objektvorstellung und der Komplex sprachlicher Verschiebungsvorgänge diskutiert sowie deren Applikabilität für die Untersuchung mehrsprachiger Texte.

Der Wortlaut und seine Lesbarkeit bei Sigmund Freud

Freuds Arbeiten sind für diese Studie nicht allein unter methodischen Gesichtspunkten relevant, sie sind auch entstehungsgeschichtlich Teil jener Umwälzungen des Sprachdenkens um 1900 und der darin zu situierenden Aufmerksamkeit für die Materialität des Wortes, wie sie in den Kapiteln zu Franz Kafka und dem Dadaismus noch zu erörtern sind. Gleichzeitig wird die psychoanalytische Auffassung von Sprache in Wien um 1900 in zeitlicher Nachbarschaft zur Entwicklung der modernen Linguistik durch Ferdinand de Saussure formuliert. Auch sozial- und kulturhistorisch gesehen verfügt die Psychoanalyse über eine große Nähe zum Komplex der Mehrsprachigkeit. Die Anfänge der Disziplin sind, ebenso wie ihre späteren Entwicklungen, eng mit Konstellationen der Übersetzung im weitesten Sinne, mit Migration und Exil, mit Mehrsprachigkeit und Sprachwechseln verbunden.¹¹⁶ Angesichts dieser grundsätzlichen, alltäglichen Erfahrung des Sprachwechsels und der Übersetzung im Entstehungsumfeld der Psychoanalyse ist es vielleicht nicht zufällig, dass sich Freud auch das Innenleben des Menschen nicht als einheitlich, „einsprachig“ darstellte, sondern als ein von Translationsvorgängen geprägtes vielstimmiges „Babel des Unbewussten“, wie es Jacqueline Amati Mehler, Simona Argentieri und Jorge Canestri in ihrer Pionierstudie zur Bedeutung von Mutter- und Fremdsprachen in der Psychoanalyse treffend formuliert haben.¹¹⁷ So hält – von der literarischen Mehrsprachigkeitsforschung bislang kaum bemerkt – die Psychoanalyse sowohl aufgrund ihrer Geschichte als auch ihrer Theorie einen wesentlichen Ansatz zur Erforschung sprachlicher Transferbewegungen bereit.¹¹⁸

¹¹⁶ Vgl.: Jensen, Uffa. *Wie die Coach nach Kalkutta kam. Eine Globalgeschichte der frühen Psychoanalyse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2019; Reichmayr, Johannes. „Grundlagen der Ethonopsychanalyse. Freud als Migrant“. *Freuds Aktualität*. Hg. Wolfram Mauser und Joachim Pfeiffer. Würzburg: Königshausen&Neumann, 2006. 63–71.

¹¹⁷ Amati Mehler, Jacqueline, Simona Argentieri und Jorge Canestri. *Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse*. Aus dem Italienischen v. Klaus Laermann. Gießen: Psychosozial-Verl., 2010.

¹¹⁸ Vgl. dazu die These von Elisabeth Bronfen, dass Freuds zentrale Einsicht, das Subjekt sei nicht Herr im eigenen Hause, „eine brisante Denkfigur des Exils ist. Nicht beheimatet zu sein [...] ist das Bild, an dem Freud die moderne *condition humaine* festmacht“ (Dies. „Die Kunst des Exils“. *Literatur und Exil. Neue Perspektiven*. Hg. Doerte Bischoff und Susanne Komfort-Hein. Berlin und Boston: De Gruyter, 2013. 381–395, hier 384).

In den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* bestimmt Freud die Sprache als zentrales Medium: „In der analytischen Behandlung geht nichts anderes vor als ein Austausch von Worten zwischen dem Analysierten und dem Arzt“¹¹⁹. Dabei klingt in der Formulierung des Tausches von Wörtern bereits an, dass Sprache nicht nur der kommunikativen Übermittlung von Sachbeständen dient, sondern auch ihre dinglich-materielle Seite von Bedeutung ist. Nicht nur ‚worüber‘ gesprochen wird, ist mithin wichtig, sondern auch ‚wie‘, welche Ausdrücke verwendet, welche Akzente gesetzt werden etc. Wörter sind keine neutralen Beschreibungsinstrumentarien, Freud begreift sie vielmehr als „plastisches Material“¹²⁰, das seinerseits von nicht bewussten Dynamiken erfasst und modelliert wird. Diese Annahme erfordert eine besondere Aufmerksamkeit für das materielle Erscheinungsbild der Rede oder des Textes, um so zu den gewissermaßen in dessen Oberfläche versteckten Inhalten vordringen zu können. Freud entdeckt so, wie es Shoshana Felman formuliert hat, „a new way of reading“¹²¹, ein Lesen, das seinen Ausgang von den Verschiebungen und Verdichtungen auf Seiten der Signifikanten nimmt. Die Grundlage dafür legt Freud bereits in seiner Studie *Zur Auffassung der Aphasien* von 1891, die als Übergang von den neurologischen Arbeiten zur Psychoanalyse gilt.¹²² Eingeführt wird darin die Konzeption von Wort- und Sachvorstellung, die Ferdinand de Saussures binärem Zeichenmodell korrespondiert und später von Jacques Lacan in seiner zentralen These, dass das Unbewusste wie die menschliche Sprachfähigkeit („l'incoscient est structuré comme un langage“¹²³) strukturiert sei, wieder aufgenommen wird.¹²⁴ Für die Untersuchung literarischer

¹¹⁹ Freud, Sigmund. „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“. Ders. *Studienausgabe. Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folge*. Bd. 1, hg. v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Frankfurt/Main 1970: Fischer. 34–447, hier 43. Grundsätzlich dazu vgl.: Jappe, Gemma. *Über Wort und Sprache in der Psychoanalyse*. Frankfurt/Main: Fischer, 1971.

¹²⁰ Freud, Sigmund. „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“. Ders. *Studienausgabe. Psychologische Schriften*. Bd. 4, hg. v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey, Frankfurt/Main: Fischer, 1989. 9–220, hier 36.

¹²¹ Felman, Shoshana. *Jacques Lacan and the Adventure of Insight*. Cambridge M.A.: Harvard Univ. Press, 1987. 23.

¹²² Vgl.: Leuschner, Wolfgang. „Einleitung“. Sigmund Freud. *Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie*, hg. v. Paul Vogel, bearb. v. Ingeborg Meyer-Palmedo. Frankfurt/Main: Fischer, 1992. 7–31.

¹²³ Lacan, Jacques. „Le quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse“, in: *Le Séminaire livre XI*, Paris: Ed. du Seuil, 1973. 23.

¹²⁴ Für eine eingehende Diskussion von Freuds in der Aphasie-Schrift entwickeltem Sprachmodell in Bezug auf Ferdinand de Saussure, Roman Jakobson und Jacques Lacan vgl. das Schwerpunkttheft „Saussure/Sprache“. *RISS Zeitschrift für Psychoanalyse* 24.76 (2010/III) (Schwerpunkttheft Saussure/Sprache).

Mehrsprachigkeit sind Freuds Ausführungen zur Beschaffenheit der Signifikanten und insbesondere zum Klangbild ebenso relevant wie seine These von der prekären Natur der Verknüpfung von Wort- und Objektvorstellungen. Grundsätzlich wird in der Aphasie-Studie die Wortvorstellung als ein „abgeschlossener Vorstellungskomplex“, die „Objektvorstellung dagegen als ein offener“¹²⁵ beschrieben. Bedeutung wird nun durch die Verknüpfung von Wort und Objektvorstellung erzeugt. Dabei ist allerdings die Wortvorstellung „nicht von allen ihren Bestandteilen, sondern bloß vom Klangbild her mit der Objektvorstellung verknüpft.“¹²⁶ Die für das Funktionieren von Sprache und Kommunikation konstitutive Verknüpfung von Wort- und Sachvorstellung erweist sich mithin als unfest und störungsanfällig. Dieser Befund wird noch dadurch verstärkt, dass die Verbindung von Wort- und Objektvorstellung, das Klangbild, bereits seinerseits das „sensibl[e] Ende“¹²⁷ der Wortvorstellung bildet. Sprachstörungen können deshalb sowohl innerhalb der Wortvorstellung als auch zwischen Wort- und Objektvorstellung auftreten. Manfred Riepe zufolge reduziert Freud mithin die Erscheinungsformen von Sprachstörungen auf „zwei Grundtypen. Störungen innerhalb der Wortvorstellung, die Vertauschungen von Wörtern ähnlichen Klängen nach sich ziehen, stehen Störungen der Assoziation zwischen Wort- und Objektvorstellung gegenüber.“¹²⁸

In unserem Kontext nun ist Freuds Auffassung des Klangbildes zentral, das für Verschiebungen entlang von Lautähnlichkeiten offen ist und so die Wortvorstellung ebenso wie die Verknüpfung zwischen Wort- und Objektvorstellung stören kann. Freud kommt zum Schluss, dass deswegen die für die Sprachleistung so zentrale Verbindung von Wort- und Objektvorstellung gleichzeitig „der erschöpfbarste Teil der Sprachleistung ist, gewissermaßen ihr schwacher Punkt.“¹²⁹ Damit sind Störungen der Sprache nicht nur äußerer Einwirkungen geschuldet, sondern auch in ihrer Beschaffenheit selbst angelegt, sie treten entsprechend nicht nur bei Aphasie-Kranken auf.

Wo immer Freud seine Aufmerksamkeit auf die Klangbilder lenkt, ist dies darin begründet, dass sie Einfallstore für Verschiebungen und Verwandlungen sowohl in der Wortvorstellung selbst als auch in der Verbindung von Wort- und Objektvorstellung darstellen. Den Klangbildern bzw. Wortlauten gilt Freuds besonderes In-

¹²⁵ Freud, Sigmund. *Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie*. Hg. v. Paul Vogel, bearb. v. Ingeborg Meyer-Palmedo. Frankfurt/Main: Fischer, 1992. 121.

¹²⁶ Ebd.

¹²⁷ Ebd., 122.

¹²⁸ Riepe, Manfred. „Das Alphabet im Gedicht. Von der kritischen Studie ‚Zur Auffassung der Aphasien‘ zum Namensvergessen in der ‚Psychopathologie des Alltagslebens‘.“ *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse* 24.76 (2010/III) (Schwerpunkttheft Saussure/Sprache): 25–56, hier 38.

¹²⁹ Freud: *Aphasien*, 127.

teresse als Orte, an denen sich – vermittelt durch die erst später von Lacan so benannte Strukturähnlichkeit von seelischem Apparat und Sprache – unbewusste Vorgänge manifestieren. Ihre Bedeutung kann deshalb nicht ausschließlich durch den konventionell festgelegten Bezug von Signifikant und Signifikat erschlossen werden, sie muss im je spezifischen Fall unter Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes dechiffriert werden. In der Aphasie-Studie gelangt Freud zur „Annahme höchst subjektiver Symbolisierungsvorgänge, von denen es keine endgültige Fassung gibt“¹³⁰ und löst so „mit Hilfe des Objektvorstellungskomplexes als eines nicht abgeschlossenen Systems [...] die Sprache vom abstrakten Status eines einfachen Mitteilungssystems, wie es etwa Flaggen-Signale sind.“¹³¹

Aufgrund dieser Theorie zeigt Freud, wie scheinbar unsinnige oder belanglose Verschiebungen von Signifikanten analysiert werden können. Sie treten zwar in bestimmten pathologischen Kontexten gehäuft auf; bei Hysterie, Zwangsvorstellung und Paranoia, sowie in der Schizophrenie¹³² beobachtet Freud ein Überwiegen der Wort- gegenüber der Sachbeziehung. Sie sind aber, getreu der Einsicht, dass die leichte Verschiebbarkeit in der Beschaffenheit der Sprache und insbesondere des Klangbildes selbst angelegt sei, nicht auf Pathologien beschränkt. Freud verweist darauf, dass Kinder „zu gewissen Zeiten die Worte tatsächlich wie Objekte behandeln“¹³³ und analysiert ‚Sprachstörungen‘ bei ‚gesunden‘ Erwachsenen in Träumen oder verbalen Fehlleistungen.

Eine Theorie der Lektüre, die ihren Ausgangspunkt vom materiellen Erscheinungsbild des Signifikanten nimmt, wird insbesondere im Entwurf der Traumsprache entwickelt. Der auf den ersten Blick unsinnige Traum wird von Freud als eine fremde Sprache aufgefasst. Vom System der Standardsprache differiert sie insofern, als darin die Verbindung von Wort- und Objektvorstellung durchgängig in den Hintergrund tritt und stattdessen der ‚Materialwert‘ der Wortlauten eine bedeutungsgebende Funktion einnimmt. Ausgangspunkt für Freuds Reflexion über die Lesbarkeit von Wörtern im Traum ist die Beobachtung, dass die Verdichtungsarbeit des Traums dann „am greifbarsten wird“, wenn sie „Worte und Namen

¹³⁰ Leuschner: „Einleitung“, 27.

¹³¹ Ebd..

¹³² Vgl.: „Die Gleichheit des sprachlichen Ausdruckes, nicht die Ähnlichkeit der bezeichneten Dinge, hat den Ersatz vorgeschrieben. [...] Setzen wir diese Einsicht mit der Annahme zusammen, daß bei der Schizophrenie die Objektbesetzungen aufgegeben werden. Wir müssen dann modifizieren: die Besetzung der Wortvorstellungen der Objekte wird festgehalten“ (Freud, Sigmund. „Das Unbewusste“. Ders. *Studienausgabe. Psychologie des Unbewussten*. Bd. 3, hg.v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Frankfurt/Main: Fischer, 1975. 119–174, hier 159).

¹³³ Freud, Sigmund. „Die Traumdeutung“. Ders. *Studienausgabe. Traumdeutung*. Bd. 2, hg.v. Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Strachey. Frankfurt/Main: Fischer, 1977. 303.

zu ihren Objekten“¹³⁴ gewählt hat. Für die für die Traumarbeit zentralen Vorgänge von Verdichtung und Verschiebung ist das sprachliche Medium mithin prädestiniert. Der Traum (aber auch die Neurose und der Witz) findet im Wort als Knotenpunkt von Vieldeutigkeit ein strukturähnliches Medium vor, mithilfe dessen er sich ausdrücken kann: „Das Wort als der Knotenpunkt mehrfacher Vorstellungen, ist sozusagen eine prädestinierte Vieldeutigkeit, und die Neurosen [...] benützen die Vorteile, die das Wort so zur Verdichtung und Verkleidung bietet, nicht minder ungescheut wie der Traum.“¹³⁵ Damit erscheint die Verbindung von Wort- und Objektvorstellung als gelöst: das Wort wird als Signifikant (bzw. als Symptom) bestimmter psychischer Vorgänge gelesen und nicht primär als konventionalisierter Verweis auf einen fest umrissenen, kollektiv festgelegten Vorstellungsinhalt.

Diese Auffassung des Wortes stellt seine signifikante Seite (die Wortvorstellung, das Klangbild) in den Vordergrund. Sie ist die Ansatzfläche für die Traumarbeit: „Worte werden vom Traum überhaupt häufig wie Dinge behandelt und erhalten dann dieselben Zusammensetzungen wie die Dingvorstellungen. Komische und seltsame Wortschöpfungen sind das Ergebnis solcher Träume.“¹³⁶ Der manifeste Text des Traumes besteht aus einem Arrangement an Signifikanten, die von ihrer konventionellen kommunikativen Verweisstruktur auf eine bestimmte Dingvorstellung gelöst sind. Der Traum, der die signifikante Seite der Wörter zum Ausdrucksmedium wählt, ist mithin der Gegenstand, an dem sich besonders gut beobachten lässt, wie eine Textordnung funktioniert, die weder auf die unmissverständliche Kommunikation von Inhalten angelegt ist – vielmehr werden im Traum Sachverhalte entstellt wiedergegeben – noch durch die konventionelle Verbindung von Klangbild, Wort- und Sachvorstellung geregelt ist. Freud diskutiert dies an mehreren Beispielen. So am Traum einer Patientin, in dem sie sich „mit ihrem Manne bei einer Bauernfestlichkeit [befindet] und sagt [...]: *Das wird in einen allgemeinen ‚Maistollmütz‘ ausgehen.*‘ Dabei im Traum der dunkle Gedanke, das sei eine Mehlspeise aus Mais, eine Art Polenta.“¹³⁷ Das geträumte Wort *Maistollmütz* lenkt die Aufmerksamkeit des Analytikers durch seine Fremdheit auf sich. Es kann nicht anhand fester Bezüge zwischen Wort- und Objektvorstellung entschlüsselt werden, sondern muss als „Wortklumpen“¹³⁸ analog zu den von der Traumarbeit produzierten Bildern entziffert werden. *Maistollmütz* ist (ebenso wie die anderen von Freud in diesem Abschnitt aufgeführten Beispiele *norekdaler*, *tutelrein*, *Hear-sing*, *Autodidasker*, *erzefilisch*, *Svingnum elvi*) als eine Vokabel der Sprache des

¹³⁴ Ebd., 297.

¹³⁵ Ebd., 336.

¹³⁶ Ebd., 297.

¹³⁷ Ebd., 297.

¹³⁸ Ebd., 298.

Traumes, einer quasi fremden Sprache, zu lesen und anschließend zu übersetzen.¹³⁹ Unter solche spezifischen Worthildungen im Traum fallen in der *Traumdeutung* auch translinguale Hybridwörter. Als Beispiel führt Freud das englische *from* und das deutsche *fromm* an und vermerkt, dass die Traumarbeit einen solchen Ersatz vollziehe, weil „*from* durch den Gleichklang mit dem deutschen Eigenschaftswort *fromm* eine großartige Verdichtung ermöglicht“¹⁴⁰. Dass dabei Sprachgrenzen überschritten werden, dürfe einen, so Freud weiter, „nach allem, was wir von den Absichten der Traumarbeit und von ihrer Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel gehört haben, nicht mehr wunder“¹⁴¹ nehmen. Auch sprachliche Mischbildungen aufgrund von Klangähnlichkeiten dienen mithin dazu, Inhalte an der Zensur vorbeizuschmuggeln und sie entstellt zur Darstellung zu bringen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der psychoanalytischen Auffassung des Wortes ein Denken von Sprache zu Grunde liegt, das sich sowohl von Saussures Modell, in dem arbiträre, aber durch Konvention festgelegte Signifikanten auf eindeutige Signifikate verweisen, unterscheidet als auch von der Annahme einer eindeutigen Abgrenzung einzelner Sprachen zueinander. Freud zeichnet einen entlang anderer Kriterien verlaufenden Sprachgebrauch, in dem die Worte wie Objekte behandelt und entsprechend ge- bzw. verformt werden. Dieser ‚andere‘ nicht standardkonforme Sprachgebrauch in Traum, Kindersprache und Neurose, erfordert von Seiten des Analytikers auch einen anderen Zugriff auf das Wort, eine andere Lektüremethode. Im Falle der Wort-Dinge kann nicht auf festgelegte Bedeutungskonventionen zurückgegriffen werden, vielmehr müssen sie aufgrund ihrer signifikanten Gestalt wie ein Rebus dechiffriert und in ihrer Bedeutung kontextabhängig erschlossen werden.

¹³⁹ Vgl.: „Traumgedanken und Trauminhalt liegen vor uns wie zwei Darstellungen desselben Inhaltes in zwei verschiedenen Sprachen [...] Der Traum ist gleichsam in einer Bilderschrift gegeben, deren Zeichen einzeln in die Sprache der Traumgedanken zu übertragen sind. Man würde offenbar in die Irre geführt, wenn man diese Zeichen nach ihrem Bilderwert anstatt nach ihrer Zeichenbeziehung lesen wollte. Ich habe etwa ein Bilderrätsel (Rebus) vor mir: ein Haus, auf dessen Dach ein Boot zu sehen ist, dann ein einzelner Buchstabe, dann eine laufende Figur, deren Kopf wegabstrophiert ist, u. dgl. Ich könnte nun in die Kritik verfallen, diese Zusammenstellung und deren Bestandteile für unsinnig zu erklären. [...] Die richtige Beurteilung des Rebus ergibt sich offenbar erst dann, wenn ich [...] keine solchen Einsprüche erhebe, sondern mich bemühe, jedes Bild durch eine Silbe oder ein Wort zu ersetzen, das nach irgendwelcher Beziehung durch das Bild darstellbar ist. Die Worte, die sich so zusammenfinden, sind nicht mehr sinnlos, sondern können den schönsten und sinnreichsten Dichterspruch ergeben“ (ebd., 280–281).

¹⁴⁰ Ebd., 497.

¹⁴¹ Ebd.

Zwischen Trauma und Kreativität: Mehrsprachigkeit in der psychoanalytischen Literatur nach Freud

Explizit Fragen des Sprachwechsels und der Mehrsprachigkeit zugewandt haben sich nach Freud einzelne Analytikerinnen und Analytiker, die sich infolge ihrer Flucht vor dem Nationalsozialismus selbst vor die Herausforderung des Sprachwechsels gestellt sahen und darüber hinaus an ihren neuen Wirkungsorten nicht selten mit Patienten konfrontiert waren, die ihrerseits emigrieren mussten. Insgesamt fünf Artikel erschienen dazu zwischen 1934 und 1955 verstreut in internationalen Fachzeitschriften. In ihnen werden grundlegende Positionen zur Frage psychischer Begleiterscheinungen von Sprachwechsel erarbeitet.¹⁴² In dieser „Entdeckung“ der Thematik der Sprachbiografie für psychische Vorgänge zeichnen sich zwei Stränge ab, die auch für die Erforschung literarischer Mehrsprachigkeit richtungsweisend sind: erstens die Frage nach der Verknüpfung von Sprachwechseln mit Erinnerungsprozessen; zweitens jene nach dem Zusammenspiel von Zweitspracherwerb und der Herausbildung einer neuen Selbst- und Weltwahrnehmung bzw. Kreativität.

Im Folgenden sollen Ansätze diskutiert werden, die affektive Besetzungen einzelner Sprachen für das Individuum diskutieren und damit verbunden Zusammenhänge zwischen Sprachwechsel und Erinnerungsvorgängen nachweisen. Zusammengefasst geht es dabei um die Beobachtung, dass der Wechsel in eine andere Sprache dazu genutzt werden kann, mit einer bestimmten Sprache verbundene Erlebnisse und Gefühle zu verdrängen und auch eine neue Identität aufzubauen. Im Extremfall können Worte selbst, die mit traumatischen Situationen verknüpft und entsprechend affektiv besetzt sind, zum Objekt der Verdrängung werden. In Verknüpfung mit solchen Erinnerungsprozessen erscheint der Sprachwechsel einerseits als Medium der Verdrängung, andererseits kann die Zweitsprache für die Betroffenen als weniger mit Affekten verknüpftes Idiom zum Medium der Durcharbeitung der traumatischen Erfahrungen werden.

Ein früher Text, der zentral die Frage aufgreift, inwiefern der Wortlaut selbst (und nicht nur die damit verbundene Sachvorstellung) mit Verdrängungs- und Er-

¹⁴² In der chronologischen Reihenfolge ihres Erscheinens: Velikovsky, Immanuel. „Kann eine neugelernte Sprache zur Sprache des Unbewußten werden? Wortspiele in Träumen von Hebräisch denkenden“. *Imago* 20.2 (1934): 234–239; Stengel, Erwin „On Learning A New Language“. *The International Journal of Psychoanalysis* 20 (1939): 471–480; Buxbaum, Edith. „The Role of a Second Language in the Formation of Ego and Superego“. *The Psychoanalytic Quarterly* 18 (1949): 279–289; Greenson, Ralph. „The Mother Tongue and the Mother“. *The International Journal of Psychoanalysis* 31 (1950): 18–23; Krapf, Eduardo. „The Choice of Language in Polyglot Psychoanalysis“. *The Psychoanalytic Quarterly* 24 (1955): 343–357.

innerungsvorgängen verbunden sein kann, ist Sandór Ferenczis 1911 erschienener Artikel „Über obszöne Worte. Beitrag zu einer Psychologie der Latenzzeit“¹⁴³. Ansatzpunkt der Untersuchung bildet ein Problem der Sprachverwendung zwar nicht im Sinne eines Wechsels zwischen verschiedenen Nationalsprachen, wohl aber zwischen verschiedenen Sprachebenen bzw. Varietäten. Es geht um die Frage, wie in der Analyse Geschlechtsorgane oder Exkremeante benannt werden sollen, ob dafür ausschließlich medizinische Fachausdrücke zu verwenden sind oder ob auch volkstümlich-obszöne Begriffe von Ärztin oder Arzt und Patientin oder Patient in den Mund genommen werden können – und in bestimmten Fällen vielleicht sogar sollten. Deutlich wird sofort, dass es in dieser Frage nach der geeigneten Wortwahl um den Umgang mit und die Verwaltung von Affekten geht, insbesondere darum, Schamgefühle durch die Benutzung von wissenschaftlichen Ausdrücken zu überwinden. In der Varietät der Fachsprache ist es, so Ferenczi, alsbald möglich, sich mit den Patienten „über die ‚heikelsten‘ Dinge und Vorkommnisse des geschlechtlichen, wie überhaupt des Trieblebens“¹⁴⁴ auszusprechen, ohne von Schamreaktionen gestört zu werden. In einer Reihe von Fällen gerate die Analyse aber nach einiger Zeit erneut ins Stocken, Patientin oder Patient wirke gehemmt, was Ferenczi darauf zurückführt, dass ihm „verpönte Worte und Redensarten“¹⁴⁵ einfielen, die er dem Arzt gegenüber nicht auszusprechen wage. Mit anderen Worten kommt es hier zu einem Übersetzungsproblem, dem Patienten oder der Patientin gelingt es nicht mehr, sich in der Varietät der Fachsprache adäquat auszudrücken, weil sich die schambesetzten Wortlauten nicht ganz von der Sachvorstellung lösen lassen und zunehmend zur Aussprache drängen. Ferenczi führt Beispiele an, in der erst die Nennung obszöner (teilweise auch eher kindlicher) Bezeichnungen durch den Analytiker die Analyse wieder voranbrachte und „Zugang zu den tiefsten Schichten [eines] bis dahin latenten Erinnerungsschatzes eröffnete.“¹⁴⁶ Offensichtlich wird dabei, dass die Verdrängung nicht nur Erlebnisse oder Sachvorstellungen betrifft, sondern auch „am Wortlaut“¹⁴⁷ haften kann. Inwiefern ist nun diese an der zugegebenermaßen speziellen Gruppe der obszönen Wörter gewonnene Beobachtung auf andere Wörter übertragbar? Ferenczi gibt in seinem Artikel zu bedenken, dass bei obszönen Wörtern tatsächlich der Wortlaut selbst eine hohe dingliche Qualität besitze (wie er etwa in Flüchen und Beleidigungen offensichtlich wird) und dadurch

¹⁴³ Ferenczi, Sándor. „Über obszöne Worte. Beitrag zu einer Psychologie der Latenzzeit“. Ders. *Schriften zur Psychoanalyse I*. Auswahl in zwei Bänden, hg. v. Michael Balint. Gießen: Psychosozial-Verl., 2004. 59–72.

¹⁴⁴ Ebd., 59.

¹⁴⁵ Ebd.

¹⁴⁶ Ebd., 60.

¹⁴⁷ Ebd.

auch den Hörer „zur regressiv-halluzinatorischen Belebung der Erinnerungsbilder“¹⁴⁸ zwingen könne. Gleichzeitig argumentiert er mit Blick auf Freuds Auffassung von Wörtern, dass obszöne Wörter in ihrem stark dinglichen Charakter lediglich Eigenschaften bewahrt haben, die in bestimmten Kontexten (Kindersprache, Traum, Witz, Neurose) auch bei anderen Wörtern hervortreten können. Demzufolge könnte das Phänomen eines am Wortlaut hängenden Verdrängungs- bzw. Erinnerungsvorganges überall dort vorkommen, wo der materielle Wortlaut, aber auch die affektive Besetzung eines bestimmten Wortlautes stark ausgeprägt ist. Auch im Rahmen unserer Fragestellung ist an Ferenczis Aufsatz nun nicht die Frage der obszönen Ausdrücke zentral, sondern die These, dass ein Sprachwechsel Verdrängungsvorgänge überwinden und Zugang zu bestimmten Erinnerungen verschaffen kann, die am affektiv besetzten *Wortlaut* selbst haften. Genau genommen ist dafür ein zweimaliger Wechsel der Sprache nötig: Erstens jener in die affektiv nicht besetzte Varietät, hier die Fachsprache, durch die überhaupt ein Sprechen über heikle, den Patienten oder die Patientin belastende Dinge, möglich wird. Nur im Medium dieser Distanzierung durch eine zweite Sprache kann dann zweitens punktuell ein erneuter Sprachwechsel ‚zurück‘ erfolgen und eine Wiederholung des verdrängten Wortlautes selbst, dessen affektive Besetzung auf diese Weise kenntlich gemacht und anschließend abreagiert werden kann.¹⁴⁹

Auch spätere Untersuchungen heben die affektive Dimension des Sprachwechsels hervor. So argumentiert der aus Wien nach London emigrierte jüdische Psychiater Erwin Stengel in seinem 1939 im *International Journal of Psychoanalysis* publizierten Grundlagentext „On Learning A New Language“, dass ebendiese affektive Besetzung den Fremdspracherwerb hemmen könne.¹⁵⁰ Stengel entnimmt seine Beispiele nicht der psychoanalytischen Praxis, sondern der Beobachtung seiner selbst sowie deutscher und österreichischer Emigranten in Großbritannien. Alle täten sich mit dem Englischen schwer, Stengel beobachtet nicht nur praktische Probleme beim Spracherwerb, sondern einen emotionalen Widerstand, den er auf verschiedene Faktoren zurückführt: Erstens als Reaktion gegen den Bedeutungsverlust der Muttersprache im neuen Land,¹⁵¹ zweitens rufe der (Fremd-)Sprach-

¹⁴⁸ Ebd., 62.

¹⁴⁹ Ferenczi beschreibt dies als kathartische Wirkung, der Patient agiere „beim Hören eines obszönen Wortes vor dem Arzt die erschütternde Wirkung“, die dies früher auf ihn gemacht habe, förmlich ab (ebd., 60).

¹⁵⁰ Zum Überblick über Stengels Schaffen: Diether, Nikolaus. *Erwin Stengel. Leben und Werk*. Mainz: Diss., 1974.

¹⁵¹ Stengel sieht diesen zumindest teilweise auch in der durch die nationalliterarische Tradition beförderten Vorstellung von der Einmaligkeit der Muttersprache begründet: „By many poems, singing of the native language, the character of veracity, as inherent only to the native language, is

erwerb im Erwachsenenalter die Erinnerung an den kindlichen Erstspracherwerb auf und bringe damit eine für manche schwer erträgliche Wiederholung der infantilen Situation mit sich.¹⁵² Drittens schließlich verweist Stengel darauf, dass der erstsprachliche Name für eine bestimmte Sache mit dieser auch emotional eng verbunden sei, eine Besetzung, die sich in einem neuen, anderssprachigen Wort für das gleiche Ding nicht sofort wiederherstelle: „We feel an initial resistance against objects which we are compelled to denote by new names.“¹⁵³ Grund dafür sei, dass die Beziehung von Wortlaut und Sachvorstellung durch den Erwerb neuer Vokabeln für die gleiche Sache gelockert werde. Stengel, der noch in Wien zu Aphasie geforscht hatte und später Freuds Aphasie-Schrift ins Englische übersetzte,¹⁵⁴ referiert hier auf Freuds Modell von Wort- und Objektvorstellung. In der Annahme, dass andere Sprachen die Dinge anders perspektivierten und so eine neue Bezeichnung auch die Sachvorstellung ändern könnte, entfernt er sich allerdings von Freuds Annahme, dass Mehrsprachigkeit nur die Ebene des Klangbildes und der Wortvorstellung beträfe. Stengel zufolge geht der Einfluss des Sprachwechsels auf die Wahrnehmung so weit, dass sich nach dem Sprachwechsel auch die Selbstwahrnehmung ändere. Sogar wenn eine Zweitsprache gut beherrscht werde, stelle sich bei den Sprechern oft ein Gefühl der Verkleidung ein, „as though they were wearing fancy-dress“¹⁵⁵.

Die an Stengel anschließenden Artikel von Edith Buxbaum, „The Role of a Second Language in the Formation of Ego and Superego“ (1949), Ralph Greenson, „The Mother Tongue and the Mother“ (1950) und Eduardo Krapf, „The Choice of Language in Polyglot Psychoanalysis“ (1955) stellen Fälle vor, in der Sprachwechsel als solche ‚Verkleidungen‘ zu erkennen sind. Die aus Wien in die USA geflohene Kinderanalytikerin Buxbaum schildert die Fallgeschichten von zwei in der Adoleszenz aus Deutschland emigrierten Frauen, die sich zunächst beide weigerten, ihre Muttersprache zu gebrauchen. Im Laufe der Analyse wird bei der ersten ersichtlich, dass ihr der Sprachwechsel ermöglichte, bestimmten deutschen Wörtern aus dem Weg zu gehen, die über Assoziationsketten mit traumatischen Kindheitserinnerungen verbunden waren. Buxbaum folgert: „A new language enabled her to detach herself

praised.“ Er kommentiert: „This idea is strange to those who had to learn more than one language in childhood“ (Stengel: „Learning“, 476).

¹⁵² Ebd.

¹⁵³ Stengel: „Learning“, 474.

¹⁵⁴ Vgl.: Stengel, Erwin, „Studien über d. Beziehungen zw. Geistesstörung u. Sprachstörung. Zur Lehre von der Wortfindungsstörung und der Paraphasie“. *Mscr. f. Psychiatrie u. Neurologie* 95 (1937): 129–173. Die Übersetzung „On Aphasia“ erscheint 1953 in London.

¹⁵⁵ Stengel: „Learning“, 478.

from the psychic traumata of her childhood.“¹⁵⁶ Die zweite Patientin sah im Landeswechsel bewusst die Möglichkeit, die in ihrem Herkunftsland erlebten negativen Gefühle einer unglücklichen Liebesgeschichte hinter sich zu lassen und sich mit dem Sprachwechsel gleichsam gegen jedes Gefühl zu anästhesieren.¹⁵⁷ „When she realized that repressing her feelings made her life empty, she said, ‘I know I should talk German to you – but I don’t dare [...] I’d probably go to pieces!’“¹⁵⁸ Auch hier ist es Aufgabe der Analyse, die Patientin wieder an ihre Erstsprache heranzuführen, um so unter Verschluss gehaltene und verdrängte Gefühle durcharbeiten zu können. Die einige Jahre später in den Publikationen von Krapf und Greenson dargelegten Fälle sind vergleichbar: Greenson schildert, wie eine aus Österreich stammende junge Frau den Sprachwechsel zur Herausbildung einer neuen Identität nutzte: „In German, I am a scared dirty child, in English I am a nervous refined woman.“¹⁵⁹ Krapf zeigt im multilingualen Kontext Argentiniens, wie auch mehr als zwei Sprachen zur Verwaltung von Affekten eingesetzt werden können. Ähnlich wie ich bereits in der Auseinandersetzung mit Ferenczi betont habe, ist es nun aber nicht so, dass der Wechsel in die Fremdsprache ausschließlich als gleichsam negative Verstärkung oder gar Ursache einer Verdrängung gesehen werden sollte. Vielmehr bietet auch hier die Fremdsprache den Ausgangspunkt, um sich überhaupt den so eng mit der Erstsprache verbundenen traumatischen Erinnerungen anzunähern. Buxbaum thematisiert dies explizit, indem sie darauf verweist, dass traumatisierte Kinder vielfach stumm seien und auch ihnen als Ausdrucksmöglichkeit für ihre Gefühle in der Therapie eine andere Sprache zur Verfügung gestellt werden müsse, etwa in Gestalt von Liedern:

Children, who for neurotic reasons are unable to talk, are nearly always able to sing the words of songs. A second language might be compared to the singing of silent children; both free the words of the emotional charge which burdens and inhibits the use of the native tongue.¹⁶⁰

Ähnlich kommt auch Krapf zum Schluss, dass der Gebrauch einer Zweitsprache nicht unbedingt als Zeichen eines unerwünschten Widerstandes auf Seiten des Patienten betrachtet werden solle, sondern im Gegenteil „a very good (i.e. useful) transference phenomenon“¹⁶¹ darstellen könne. Mit Blick auf die bei Buxbaum, Krapf und Greenson präsentierten Analysen, die im Übrigen noch immer als

¹⁵⁶ Buxbaum: „Role“, 283.

¹⁵⁷ Ebd.

¹⁵⁸ Ebd.

¹⁵⁹ Greenson: „Mother Tongue“, 19.

¹⁶⁰ Buxbaum: „Role“, 287.

¹⁶¹ Krapf: „Choice“, 351.

Grundlagentexte der psychologischen Mehrsprachigkeitsforschung gelten,¹⁶² kann die Übersetzung in eine andere Sprache, von der aus dann im geschützten Rahmen des analytischen Gesprächs¹⁶³ wieder auf die belastete Erstsprache zugegriffen werden kann, schon beinahe als ein probates therapeutisches Mittel in der Auseinandersetzung mit verdrängten Erlebnissen und Gefühlen gesehen werden.¹⁶⁴ Die Studie von Amati Mehler, Argentieri und Canestri zu Muttersprachen und Fremdsprachen in der Psychoanalyse bestätigt, dass Sprachwechsel für die Verwaltung von Erinnerungsprozessen eine nennenswerte Rolle spielen. Dass Multilingualen mehrere Sprachen zur Verfügung stehen, aus denen sie ihre Ausdrücke schöpfen können, biete ihnen „den Vorteil, ihre Abwehr und Widerstände zu verändern und graduell auf die jeweilige Situation abzustimmen.“¹⁶⁵ Auf diese Weise könne gezielter Sprachwechsel „ein vernünftiger Preis zur Erhaltung des psychischen Gleichgewichts sein.“¹⁶⁶ Bei einem biografischen Zusammenspiel von belastenden Erinnerungen einerseits und Sprach- und/oder Landeswechsel andererseits können zugleich „sprachliche Codes in den Dienst der Verdrängung, aber auch in den einer Wiederkehr des Verdrängten treten.“¹⁶⁷ Hierin nun kann ein Schlüsselmoment für die Analyse darin liegen, in der Erzählung des Patienten oder der Patientin Wörter aufzuspüren, die sich aus einer anderen als der gerade gesprochenen Sprache

¹⁶² Vgl. Anna M. Georgopoulos und Gerrold F. Rosenbaum (Hg.). *Perspectives on Cross-Cultural Psychiatry* Philadelphia: Lippincott, 2005. 182 – 185; Sharabany, Ruth, und Etziona Israeli: „The Dual Process of Adolescent Immigration and Relocation“. *The Psychoanalytic Study of the Child* 63 (2008): 137–164.

¹⁶³ Im Falle von Buxbaum ist es bemerkenswert, dass im Laufe der Therapie selbst vom Englischen ins Deutsche gewechselt wird und die Analytikerin mit den Patienten die deutsche Muttersprache ebenso wie das Schicksal der Emigration teilt. Inwiefern dieser Umstand den Übertragungsprozess beeinflusst und zum Therapieerfolg beiträgt, kann an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Vgl. auch Amati Mehler, Argentieri und Canestri: *Babel*, 113.

¹⁶⁴ In neueren stark praxisorientierten Aufsätzen zur Frage des Sprachgebrauchs in der psychoanalytischen Behandlung wird diese Bedeutung des Sprachwechsels selbst oft übersehen und die oben besprochenen Theorien in verflachter Form rezipiert, indem eine ‚Rückkehr zur Muttersprache‘ als Königsweg in der Arbeit mit mehrsprachigen Patienten beworben wird. Problematisch ist dabei an einigen Stellen m. E., dass mit unhinterfragt emphatischen Muttersprach-Konzepten und vor dem Hintergrund der monolingualen Norm operiert wird. (Winter-Heider, Christiane. *Mutterland Wort. Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung*. Frankfurt/Main: Brandes&Apsel, 2009; Pelzl, Elisabeth. „Das Schweigen der Polyglotten. Über Muttersprache, ihren Verlust und fremde Mütter“. *Psyche* 67.1 (2013): 1–22; Leszcynska-Koenen, Anna. „Das geheime Leben der Worte. Über das Finden der Sprache in der Psychoanalyse“. *Psyche* 70.9 (2016): 905–922; Bouville, Valérie. „Zur Bedeutung der Wahl einer Sprache“. *Psyche* 72.6 (2018): 459–484.

¹⁶⁵ Amati Mehler, Argentieri und Canestri: *Babel*, 191.

¹⁶⁶ Ebd.

¹⁶⁷ Ebd., 202.

hineingeschmuggelt haben. Dieses Verfahren lässt sich auf literarisch gestaltete Erinnerungsvorgänge, in denen Sprachwechsel eine Rolle spielen, übertragen. Ein weiterer methodischer Referenztext für ein solches Vorgehen ist Nicolas Abrahams und Maria Toroks Studie *Cryptonymie. Le verbier de l'homme aux loups* (1976). Die Analytiker rollen darin den Fall von Freuds „Wolfsmann“ wieder auf. Sie lesen die Erzählung des Patienten unter Rücksicht auf dessen Mehrsprachigkeit neu und entschlüsseln dabei einzelne deutsche Wörter als Kryptonyme, die durch deutsch-russische oder deutsch-englische Hybridbildungen zu Stande kamen und entsprechend übersetzt werden müssen. Auf diese Weise lässt sich ein ganzes „Verbarium des Wolfsmanns“¹⁶⁸ zusammenstellen, in dem die für ihn zentralen Wörter eine neue Bedeutung erhalten, die in die traumatische Urszene des Patienten weisen: *Glanz* ist entschlüsselbar als *glance*, *Nase* als *he knows*, *liegen* als *lying*, die *sechs* Wölfe des Traums verweisen über die russische Übersetzung *shestjero* auf *sjestra*/*sjestorka*, *Schwester*, um nur einige Beispiele zu nennen.¹⁶⁹ Zentral für unseren Kontext ist das methodische Vorgehen von Abraham/Torok, das sich als Übersetzungsarbeit eigenen Zuschnitts versteht, die auf einer „besonderen Behandlung der Sprache“¹⁷⁰ fußt: Anstelle einer primären Erfassung von konventioneller Bedeutung geht es dabei um die Erfassung des materiellen Wortlautes. Die Analytiker legen dabei sogenannte Katastrophen-Wörter frei, Wörter, die „als Generatoren einer zu meidenden und nachträglich zu annullierenden Situation angesehen werden“¹⁷¹. Die Verdrängung bezieht sich in diesem Fall „auf das Wort [...] als wäre es eine Sachvorstellung. [...] Damit es dazu kommen kann, muß es sich um eine Katastrophen-Situation handeln, die eben durch Wörter hervorgerufen sein muß.“¹⁷² In der Folge des Verdrängungsvorgangs können Wörter in Bilder übersetzt werden, z.B. das russ. *tjereti*, dt. *scheuern/reiben* wird ins Bild der *Putzfrau* transformiert. Ähnlich bietet auch der Sprachwechsel die Möglichkeit, hochgradig affektiv besetzte Wörter einer „Katastrophen-Situation“ über Verschiebungen in einer anderen Sprache zu verbergen, das Beispiel *glance/Glanz* wurde bereits diskutiert. Die Erinnerung an die Katastrophe kann so besser verdrängt werden, gleichzeitig persistieren die Wörter aber als Kryptonyme, die – einmal richtig gelesen – in der Zweitsprache Ansatzpunkte für die Rekonstruktion des Traumas bieten. Im anderssprachigen Wortlaut können die Erinnerungen mit anderen Worten sowohl

¹⁶⁸ Abraham, Nicolas, und Maria Torok. *Kryptonymie. Das Verbarium des Wolfsmanns*. Aus dem Französischen v. Werner Hamacher Frankfurt/Main: Ullstein, 2008. 179–181.

¹⁶⁹ Ebd., 89–94. Die russischen Wörter sind in der von Abraham und Torok verwandten Umschrift wiedergegeben.

¹⁷⁰ Ebd., 173.

¹⁷¹ Ebd., 94.

¹⁷² Ebd., 94.

versteckt als auch sorgsam aufbewahrt werden. In den Textanalysen dieser Studien wird auf die Zusammenhänge von Sprachwechsel und Erinnerung in autobiografischen und poetologischen Texten zurückzukommen und zu zeigen sein, wie diese literarisch gestaltet werden.

Komplementär zur Lesart von bestimmten mehrsprachigen Erscheinungen als traumatisches Symptom hat die psychoanalytische und später psycholinguistische und literaturwissenschaftliche Forschung auch einem Verständnis von Sprachwechselprozessen den Weg bereitet, die deren produktives und kreatives Potential gerade bezüglich sprachlicher Wendungen und Neubildungen betont. Scheint dies auf den ersten Blick der eben diskutierten Lesart diametral entgegenzustehen, wird näher betrachtet lediglich ein anderer Fokus gesetzt, indem der Blick weg von der Suche nach der Ursache als für regelwidrig empfundene Erscheinungen von Sprachmischung gelenkt wird, hin zu den Verschiebungen zwischen den Sprachen, zu den Prozessen und Dynamiken, in denen in der Form von ‚fremden Wörtern‘ Brücken zwischen verschiedener Sprachen und kreative Hybridbildungen entstehen.¹⁷³ Eine solche Lesart von Sprachwechsel als Verschiebungsoperationen und Quelle kreativer Neubildungen ist im Prinzip bereits bei Freud zu finden, der insbesondere die Traumarbeit als kreativen Wortbildungsprozess ins Bild rückt.

Auch die Studie von Amati Mehler stellt den pathologischen Fällen von Sprachwechsel das Kapitel zur „Welt der Dichter“ gegenüber und diskutiert hier anhand exemplarischer Werke zwei- oder mehrsprachiger Autoren, wie der biografische Sprachwechsel eine neue Dimension des literarischen Ausdruckes erschloss.¹⁷⁴

Schließlich hat Judith Kasper in ihrer Untersuchung zum Trauma die Bedeutung des Sprachspiels hervorgehoben. Sie betont, dass es dem psychoanalytischen Ansatz weniger um eine „Heilung“ bestehender Verletzungen gehe, stattdessen sei der Patient vor die Aufgabe gestellt, „sprechend ein anderes Verhältnis zu seiner von ihm erlebten traumatischen Geschichte zu entwickeln.“¹⁷⁵ Dies nun impliziere „sprechend, lesend und hörend ein anderes Verhältnis zum sprachlichen Zeichen überhaupt zu entwickeln“¹⁷⁶, wobei die Sprache als ein Medium genutzt wird, das eine schier unbegrenzte Möglichkeit der ständigen Verschiebung und Neufindung

¹⁷³ Wie diese Sprachverarbeitung bei Mehrsprachigen genau abläuft, ist Gegenstand eines eigenen, aktuell stark beforschten neuro- und psycholinguistischen Forschungsgebietes, das einzubeziehen den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Vgl.: Pavlenko, Aneta. *The Bilingual Mind and what it tells us about language and thought*. New York: Cambridge Univ. Press, 2014.

¹⁷⁴ Amati Mehler, Argentieri, und Canestri: *Babel*, 271–322.

¹⁷⁵ Kasper, Judith. *Der traumatisierte Raum. Insistenz, Inschrift, Montage bei Freud, Levi, Kertész, Sebald und Dante*. Berlin: De Gruyter, 2016. 47.

¹⁷⁶ Ebd.

von Bedeutung parat hält. In diesem Sinne ist ‚etwas‘ mithilfe sprachlicher Verschiebungsvorgänge immer wieder ‚anders‘ sagen zu können und auf neue Bedeutungen und Zusammenhänge hin zu öffnen, das eigentliche Ziel einer psychoanalytisch orientierten Erzählung bzw. Lektüre. Über den veränderten Zugriff auf das sprachliche Zeichen wird eine Distanzierung geschaffen, die in die „Erfahrung einer Selbstdifferenz“¹⁷⁷ übersetzt werden kann. Mithilfe eines – vollkommenen oder partiellen – Sprachwechsels in einer buchstäblich anderen Sprache über ‚dasselbe‘ Ereignis, ‚dieselbe‘ Erinnerung erneut zu sprechen, kann demnach als eine der Verschiebungsmöglichkeiten verstanden werden, die die Sprache bereithält.

Gleichzeitig insistiert das fremde Wort aber auch auf dem Moment des Bruches. Es ist mithin eine Form der Verschiebung, die über das Spiel der Signifikanten einerseits neue Bedeutung zu generieren vermag, andererseits verweist es in seiner Unübersetztheit auch immer wieder darauf, dass das Bezeichnete nur mittelbar zum Ausdruck gebracht werden kann. Es bezeichnet so ein nie ganz zur Sprache zu bringendes Geschehen, das immer wieder Übersetzung einfordert und sich ihr gleichzeitig entzieht.

Mit Jacques Lacan ist literarische Mehrsprachigkeit so als Substituierungsvorgang in der signifikanten Kette zu denken und dadurch der Traumarbeit ebenso wie der poetischen verwandt. „*Ein Wort für ein anderes* ist die Formel für die Metapher, und wenn Sie Poet sind, bringen Sie, indem Sie sich ein Spiel daraus machen, einen ununterbrochenen Strom hervor“¹⁷⁸. Mehrsprachiges Schreiben kann in diesem Sinne theoretisch als eine weitere Ausfaltung in der für Literatur zentralen Bewegung auf der Signifikantenkette gefasst werden. Es ist einer der möglichen Wege auf den als „*Begehren nach etwas anderem* ausgerichteten Bahnen der Metonymie.“¹⁷⁹ Dabei wird die Verbindung der Signifikanten untereinander – sei es durch die Ähnlichkeit ihres Klangbildes oder durch die Verbindung über ein gemeinsames

¹⁷⁷ Ebd., 53.

¹⁷⁸ Lacan, Jacques. „Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud“. Ders. *Schriften II*. Hg. v. Norbert Haas, übers. v. Chantal Creusot und Norbert Haas. Weinheim: Quadriga, 1991. 17–59, hier 32.

¹⁷⁹ Ebd., 44. Nur am Rande sei hier bemerkt, dass Lacan in seinem Seminar über E.A. Poes *Der entwendete Brief* seine Diskussion des „reinen Signifikanten“ mit einer Reflexion des von Poe im Titel der Erzählung *The purloined letter* verwendeten anglo-französischen Mischwortes *to purloin* beginnt. Zugespitzt formuliert: Lacans Diskussion des „Supremat des Signifikanten“ nimmt ihren Ausgang von einem fremden Wort, womit sich auch in seiner Theorie eine Verbindung von Sprachmischung und Heraushebung des Signifikanten annehmen lässt. (Lacan, Jacques. „Das Seminar über E.A. Poes ‚Der entwendete Brief‘“. Ders. *Schriften I*, ausgew. und hg. v. Norbert Haas, übers. v. Rodolphe Gasché, Norbert Haas, Klaus Laermann u. Peter Stehlin u. M. v. Chantal Creusot. Weinheim: Quadriga, 1996. 9–41).

Signifikat – stärker gewichtet als ihre einzelsprachliche Zugehörigkeit. Die Psychoanalyse betont so die Beweglichkeit von Sprache und die Bildung von Sinn über die standardsprachliche und somit auch über die monolinguale Normierung hinweg. Literarische Mehrsprachigkeit kann als ein poetisches Verfahren der Metonymie wie der Metapher begriffen werden, das sich über einzelsprachliche Begrenzungen hinwegsetzt. Stattdessen wird im mehrsprachigen Schreiben (ebenso wie im Traum und der Hysterie) auf andere zur Verfügung stehende Sprachen zugegriffen, die wiederum als ein Reservoir von Signifikanten und somit Ausdrucksmöglichkeiten erscheinen. Sie lassen sich nach ihrer eigenen poetischen Logik verbinden, die nicht vollständig jener des binären Saussureschen Modells der festen Verbindung von Bezeichnendem und Bezeichnetem gehorcht, sondern andere mögliche Verbindungswege zwischen den Signifikanten nutzt und somit auch neue Sinnzusammenhänge herstellt. Um es nochmals mit Lacan zu formulieren, eröffnet sich vom Signifikanten „eine symbolische Kette, die von der, die ihre Pflicht vorschreibt, unterschieden ist“¹⁸⁰. Wie im Verlauf dieser Studie in den Lektüren offensichtlich werden wird, geschieht dies gerade auch dort, wo einzelne Signifikanten durch ihre Anderssprachigkeit hervorgehoben werden.

1.4 Mehrsprachigkeit und die Zirkulation der Zeichen nach Jacques Derrida

In der Untersuchung der formalistisch-strukturalistischen und psychoanalytischen Ansätze sowie der sprachphilosophischen im Umfeld der Kritischen Theorie konnte gezeigt werden, dass mit der Diskussion des ‚fremden‘, des in seiner einzelsprachlichen Zugehörigkeit vom restlichen Text abweichenden, Wortes auch die der Materialität und Fremdheit von Sprache verbunden ist. Daran geknüpft ist weiter die sprachkritische Reflexion darüber, was sich der restlosen Übertragung in eindeutige Sinnzusammenhänge entzieht. Zugleich werden darin mögliche Lesarten entwickelt, die vom Signifikanten als Knotenpunkt und nicht als eindeutig an ein bestimmtes Signifikat gebundene Größe ihren Ausgang nehmen. Anschließend an die referierten Theorien ist zum Abschluss dieser Neuvermessung einer Theorie literarischer Mehrsprachigkeit eine Auseinandersetzung mit Jacques Derrida unerlässlich. In der literaturwissenschaftlichen Mehrsprachigkeitsforschung ist die Auseinandersetzung mit ihm, sofern sie überhaupt stattfindet, auf seine Abhandlung *Le monolingisme de l'autre*, dt. *Die Einsprachigkeit des Anderen* beschränkt. Ein poststrukturalistisch basiertes Lektüreverfahren spielt allerdings aufgrund ih-

¹⁸⁰ Lacan: „Drängen des Buchstabens“, 27.

res autorzentrierten und soziolinguistisch geprägten Ansatzes für die meisten Arbeiten bislang kaum eine Rolle.¹⁸¹ Tatsächlich bildet in den Schriften des *linguistic turns* mit ihrer zentralen Frage nach der Verfasstheit und Struktur von Sprache insgesamt, die Frage nach der Bedeutung der einzelnen Sprachen bzw. ihres Verhältnisses untereinander keinen Hauptuntersuchungspunkt. Trotzdem enthalten gerade die sprachphilosophischen Schriften Jacques Derridas – auch in ihren Bezug auf Benjamin und Freud – mit ihrem Fokus auf Sprache bzw. Schrift vielfältige Ansatzpunkte für die Reflexion der Konstellation der Mehrsprachigkeit und der einzelnen Sprachen unter dem Gesichtspunkt umfassender Sprachkritik.

Bereits vor dem Hintergrund seines Grundlagenwerkes *Grammatologie* werden mehrsprachige Verfahren als Dekonstruktion der für die westliche Moderne prägenden monolingualen Sprach- und Textordnung lesbar. Derrida sieht gerade das Konzept der Muttersprache in der philosophischen Tradition der Schriftabwertung und der Hypostasierung des ‚lebendigen Wortes‘ verankert und somit als wesentlichen Teil des von ihm kritisierten Phonologozentrismus: „Warum sollte die Muttersprache keine Geschichte haben oder, was auf dasselbe hinausläuft, ihre eigene Geschichte auf vollkommen natürliche, autistische Weise im eigenen Haus hervorbringen, ohne je von einem Draußen affiziert zu werden?“¹⁸² Entgegen dieser Vorstellung der Natürlichkeit, Ahistorizität und Mündlichkeit von Sprache wird von Derrida bekanntlich deren Verfasstheit als *écriture*, als Schrift, postuliert. Ersetzt werden soll damit ein vorherrschendes Verständnis von Sprache, in dem diese als natürlich und von äußeren Einflüssen und Vermittlungsprozessen untangiert verstanden wird. Ordnet Derrida im obigen Zitat das kulturelle Konzept der Muttersprache dem zu dekonstruierenden Phonologozentrismus zu, so sind es umgekehrt künstliche Sprachen und experimentelle poetische Verfahren, mit denen er sein Argument veranschaulichen kann, dass das sprachliche Medium kein vollkommen auf die Dinge hin transparentes ist und dass es als Schrift begriffen werden sollte. So haben Schrift und eine Kunstsprache wie das Esperanto ihre „Abweichung von der Natur“¹⁸³ gemeinsam. Der avantgardistischen Poesie mit ihrem Fokus auf die Gestaltung des Signifikanten und dessen poetische Eigendynamik wird attestiert, dass sie die Schrift aus der logozentristischen Tradition und damit auch aus der als natürlich verstandenen Ordnung der Muttersprache freizusetzen vermochte.¹⁸⁴

¹⁸¹ Vgl. die Kritik an der ablehnenden Position Gramlings in der Einleitung.

¹⁸² Derrida, Jacques. *Grammatologie*. Aus dem Französischen v. Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1974. 73.

¹⁸³ „Wie alle künstlichen Sprachen [...] partizipiert die Schrift an der Monstruosität. Sie ist eine Abweichung von der Natur, was man auch von [...] dem Esperanto sagen könnte.“ (Ebd., 68).

¹⁸⁴ Derrida verweist auf Ezra Pound und Stephan Mallarmé, deren Poetik mit den phonologozentristischen „Grundfesten der abendländischen Tradition“ (ebd., 167) gebrochen habe.

Daran anschließend lassen sich auch die die monolingualen abendländischen Textordnungen durchkreuzenden Verfahren literarischer Mehrsprachigkeit als Kritik am Phonologozentrismus verstehen. Mit Derrida wird darin eine Form der Bewegung in der Sprache erkennbar, durch die diese von ihrem vermeintlich festen Signifikatsbezug gelöst, „aus den Fugen gerissen und entwurzelt“¹⁸⁵ wird. Wo verschiedene Signifikanten zum Verweis auf ein Signifikat existieren, wird zugleich deutlich, dass dieses dem „Spiel aufeinander verweisender Signifikanten [...], welches die Sprache konstituiert“¹⁸⁶ nicht entkommt. Mehrsprachigkeit generiert dabei eine erhöhte Einsicht in die Funktionsweise von Sprache überhaupt. „Schleift“ nach Derrida das Spiel der Signifikanten „alle Festen [...], die bis dahin den Bereich der Sprache kontrolliert haben“¹⁸⁷, so gilt dies neben den diskursordnenden historisch-metaphysischen Größen (wie ‚Wahrheit‘ oder ‚Gott‘) auch für die konventionellen Sprach- und Textordnungen selbst. Primäre Angriffspunkte mehrsprachiger Texte sind dabei weniger als extralingual gedachte Festen und Kontrollposten, sondern die fundamentale Textordnung der Moderne, die normierte Einsprachigkeit. Diese den Bereich der Sprache kontrollierenden und beschränkenden Ordnungsinstanzen unterwandert das Spiel der Signifikanten. So gesehen kann literarische Mehrsprachigkeit selbst als Instrument eines dekonstruktiven Lektüreverfahrens gelten, das der monolingualen Norm Alterität und Heterogenität einschreibt. Mit experimentellen Verfahren hat sie dabei gemein, dass programmatisch mit der Zersetzung von Sinn gearbeitet wird, den die monolinguale Norm scheinbar herzustellen ermöglicht. Stattdessen wird in der Kombination der Sprachen die Aufmerksamkeit erstens auf den Eigen- und Unsinn von Sprache gelenkt und auf die Möglichkeit der Zeichen, über Sprachgrenzen hinweg zu zirkulieren. Zweitens betont die von der als territorial verankert gedachten Nationalsprache abweichende literarische Mehrsprachigkeit das Moment der umfassenden Bewegung. Auch darin rückt sie in die Nähe von Derridas *écriture*, insofern diese als konstitutiv ortsunfest verstanden wird, hervorgegangen aus einer, wie es in der *Grammatologie* im Anschluss an Platon heißt, „Trennung und *Expatriierung*“¹⁸⁸. Mehrsprachige Texte machen in ihrer poetischen Dynamik gerade auch diese der Schrift immer schon innewohnende *Fortbewegung* vielfältig sichtbar.

Der Frage nach der Einsprachigkeit und der eigenen Sprache bzw. der Sprache des anderen im Kontext seiner Sprachtheorie wie seiner biografischen Erfahrung geht Derrida in seinem 1996 erschienen Essay *Le monolinguisme de l'autre ou la prothèse d'origine* nach. Wie bereits der Untertitel zeigt, wird darin auch die ver-

¹⁸⁵ Ebd., 16.

¹⁸⁶ Ebd.

¹⁸⁷ Ebd., 17.

¹⁸⁸ Ebd., 70 (kursiv im Original).

meintlich eine und eigene Herkunftssprache nicht als eine natürlich, körperlich zugehörige, sondern als eine künstliche, anstelle eines Mangels gesetzte Prothese begriffen. Die Schrift nimmt ihren Ausgang von dem widersprüchlichen Befund: „Ich habe nur eine Sprache, und die ist nicht die meinige / die gehört nicht mir.“¹⁸⁹ Erläutert wird diese These ausgehend von der eigenen Herkunft als frankophoner Jude in Algerien, dem 1940 die französische Staatsbürgerschaft entzogen wurde und für den doch weiterhin das Französische die natürliche und einzige Sprache bleibt. Dadurch ergibt sich zunächst die Einsicht, dass die eigene Sprache die des anderen ist. Gleichzeitig aber stellen auch die von der französischen Staatsbürgerschaft Ausgeschlossenen, indem sie weiterhin Französisch als ihre Muttersprache sprechen, diese „in dieser Sprache selbst als die Sprache des Anderen dar“¹⁹⁰. In der spezifischen historischen Konstellation tritt somit erneut Derridas sprachphilosophische Grundannahme zu Tage, die Expatriierung und Fortbewegung als wesentlich für Sprache (bzw. *écriture*) begreift. Die „Passion eines franko-maghrebischen Märtyrer“ bezeugt dabei „diese universelle Bestimmung [...], die uns einer einzigen Sprache zuweist, aber indem sie uns verbietet, sie uns anzueignen, wobei ein solches Verbot an das Wesen der Sprache selbst oder vielmehr der Schrift [...] gebunden ist“¹⁹¹. Aufgrund dieses Wesens der Sprache selbst (das in bestimmten historischen Konstellationen, wie Derrida sie auch in der deutsch-jüdischen Geschichte gegeben sieht, offen zu Tage tritt)¹⁹² kann niemand eine Sprache vollkommen beherrschen. Niemand kann sie als Eigentum besitzen oder auf ihr eine natürliche Identität begründen. Kulturell werden sprachliche Zugehörigkeiten durch eine mehr oder minder gewalttätige Sprachpolitik erzeugt. Gerade dieser Prozess ist von der Peripherie her genau einsehbar, insofern aus der Erfahrung in der Kolonie besonders offensichtlich hervorgeht, dass die eigene Sprache auf ein fremdes Land verweist.¹⁹³ Ebendas ist Derrida zufolge die universelle Ausgangssituation des Subjekts *vis à vis* der Sprache überhaupt; die Erfahrung einer ursprünglichen Fremdheit. Die eigene Sprache ist immer schon die des anderen, weil sich das Ich überhaupt erst im Eintritt in bereits bestehende, fremde Sprachen

¹⁸⁹ Derrida, Jacques. *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese* (frz. 1996). Übers. von Michael Wetzel. München: Fink, 2003. 11.

¹⁹⁰ Ebd., 40. Zur Bedeutung des biografisch-historischen Hintergrundes für Derridas Sprachphilosophie vgl.: Segler-Meßner, Silke. *Einführung in die französische Kulturwissenschaft*. Berlin: Erich Schmidt, 2020. 43–55.

¹⁹¹ Ebd., 50.

¹⁹² In einer berühmten langen Fußnote skizziert Derrida seine These, dass gerade für die deutschsprachigen jüdischen Autorinnen und Autoren des 20. Jahrhunderts die Konstellation einer ‚eigenen Sprache des anderen‘ zentral ist (ebd., 93–112). In der vorliegenden Studie wird namentlich im Kapitel zu Paul Celan darauf zurückzukommen sein.

¹⁹³ Ebd., 64–68.

formieren kann. Sie ist aber auch die des anderen, weil die Sprache immer im Austausch bleibt: „Man spricht von jeher nur eine Sprache – und sie ist auf asymmetrische Weise, so daß sie immer dem *anderen* zukommt, einem vom anderen her wiederkehrt, vom anderen bewahrt wird. Sie ist vom anderen gekommen, beim anderen geblieben und zum anderen zurückgekehrt.“¹⁹⁴

Abschließend hält Derrida fest, dass es aus dieser Erkenntnis heraus monokulturelle und nationalistische Aneignungen zu enttarnen und zu unterlaufen gelte. Die Nicht-Besitzbarkeit der Sprache solle in den Sprachen selbst lesbar gemacht werden, „die Schrift ins Innere der gegebenen Sprache“¹⁹⁵ gerufen werden. Derrida zufolge kann das in poetischen Gestaltungen erfolgen, namentlich verweist er auf Paul Celan, der „Babel in den Körper jedes Gedichts einschrieb“¹⁹⁶. Aber auch „in viele andere Erfindungen poetischer Idiome“¹⁹⁷ ließe sich die Erkenntnis von der Nicht-Identität der Sprache übersetzen. Im Anschluss an die Ausführungen dieses Kapitels lässt sich ergänzen, dass sich die poetische Sprache dafür besonders eignet, weil in ihr die Möglichkeit (wo nicht im formalistischen Sinne Notwendigkeit) der Normabweichung gegeben ist, weil sie, da sichtbar künstlich geformt, nicht den Anspruch der ‚natürlichen‘ Sprache vertreten kann, und gerade deshalb ein eigenes und vom anderen her kommendes Idiom darstellt.

Dazu muss die poetische Sprache allerdings keine literarische Mehrsprachigkeit im engeren Sinne aufweisen. Nach Derrida bedeutet das Schreiben in mehreren Sprachen zugleich lediglich die Handhabung mehrerer „Prothesen, Transplantationen, Traduktionen, Transpositionen“¹⁹⁸. Auch in ihm gilt der Grundsatz, dass ich nur eine Sprache habe (und zählten dazu mehrere Nationalsprachen), die zugleich immer die des anderen sind. Mehrsprachiges Schreiben ist somit nicht kategorial verschieden vom Schreiben in einer nationalen Sprache, die letztlich ebenso immer die selbst gestaltete und die des anderen zugleich ist. Derridas Theorie setzt nicht auf Ebene der Einzelsprachen an, sondern der Sprache, die immer schon nicht als natürlich, sondern als Prothese und *écriture* gedacht wird. Gleichwohl wird im Laufe der vorliegenden Studie offenkundig, dass – ebenso wie es Derrida für die historische Situation der maghrebinisch-frankophonen Juden behauptet – gerade das mehrsprachige Schreiben dazu geeignet ist, die Frage nach Eigentum bzw. Nichtbesitzbarkeit von Sprache, nach Identität von Sprache und nach der Spannung der Sprache zwischen Eigenem und Anderen anschaulich zu verhandeln und als eine grundlegende Erkenntnis an die vermeintlich ‚eine‘ und ‚reine‘ Sprache zu-

¹⁹⁴ Ebd., 69.

¹⁹⁵ Ebd., 125.

¹⁹⁶ Ebd., 133.

¹⁹⁷ Ebd., 134.

¹⁹⁸ Ebd., 130.

rückzuspielen. Derridas Ansatz lässt sich deshalb gerade auch für die Lektüre mehrsprachiger Texte produktiv machen, weil in seinem Begriff der *écriture* immer schon eine Fortbewegung von einer als fest angenommenen Herkunft oder Identität angelegt ist und die Sprache so grundsätzlich mit Expatriierung und Transfer verbunden wird. In der Zirkulation der Signifikanten erweist sich dabei auch Bedeutung als fortwährend in Transformation begriffen.

Fazit

Ziel dieses Kapitel war darzulegen, dass Brüche mit der einsprachigen Textnorm, fremde Wörter und Mehrsprachigkeit, nicht allein aus soziolinguistischer und kulturwissenschaftlicher Sicht von Interesse und mittels der entsprechenden disziplinären Kategorisierungen beschreibbar sind. Vielmehr haben sie seit Saussure auch die Aufmerksamkeit literaturtheoretischer, sprachphilosophischer und psychoanalytischer Untersuchungen auf sich gezogen. Sprachwechsel und -mischung werden hier innerhalb übergeordneter Fragen zur Funktion und Beschaffenheit von Sprache überhaupt verhandelt. Dabei wird, wie in den einzelnen Ansätzen herausgearbeitet wurde, in erster Linie Materialität und Fremdheit der Sprache, i. e. ihr nicht restlos in Bedeutung bzw. kommunikativer Funktion auflösbarer Anteil, diskutiert.

Bereits Saussure zieht die Verschiedenheit der Sprachen als Beweis für seine These von der Arbitrarität des Signifikanten heran. Im russischen Formalismus und bei Roman Jakobson wird mit der einzelsprachlichen Abweichung ein Effekt von Selbstreferentialität und Poetizität verbunden. Bei Theodor W. Adorno lässt sich am Fremdwort als „Spielmarke“ ebenfalls Selbstreferentialität sowie eine Involviering in ständige Zirkulation erkennen, die letztlich der Sprache überhaupt eignet. Psychoanalytische Ansätze denken Sprache und Sprachen als immer in Prozessen von Mehrdeutigkeit, Vermischung und Übertragung befindliche und mithin nicht als eindeutig bedeutend, sondern als genuin polygloss. In Träumen und Fallgeschichten heben sich einzelne Wörter in ihrer spezifischen lautlichen Materialität ab und müssen als Knotenpunkt vielfältiger Verdichtungen dechiffriert werden. Sprachwechsel sind gleichzeitig als Symptome von Verdrängungsprozessen lesbar und können so mit Traumata verknüpft sein. Zugleich besteht im Sprachwechsel als Bewegung der Verschiebung auch die Chance, neue Sinnentwürfe herzustellen. Abschließend wurde erörtert, wie Mehrsprachigkeit mit Jacques Derridas Sprachphilosophie zu lesen ist und dabei gezeigt, dass gerade mehrsprachige Texte das Potential haben, das Denken von Sprache als *écriture*, als Prozess der Expatriierung und Sinnverschiebung zu verhandeln. Damit kann in ihnen Derridas grundsätzliche

Erkenntnis von Sprache als Zirkulation der Zeichen und als nie ganz besitzbare zur Darstellung gebracht werden.

In die nun folgenden Analysen literarischer Mehrsprachigkeit in unterschiedlichen literatur- und kulturhistorischen Konstellationen sind die hier dargelegten theoretischen Grundlagen vielfach eingegangen. So wird in den poetologischen Reflexionen einzelner Autorinnen und Autoren an die sprachphilosophische Dimension des Komplexes Mehrsprachigkeit angeknüpft, indem daran Erkenntnisse zur Beschaffenheit von Sprache überhaupt ebenso wie Sprachkritik formuliert werden. In der Untersuchung der literarischen Verfahren von Mehrsprachigkeit spielt die Erzeugung von Poetizität und die Heraushebung sprachlicher Materialität eine zentrale Rolle, während gleichzeitig durch Abweichungen neue Lesarten eröffnet werden. Insgesamt wird so deutlich werden, dass die einzelnen mehrsprachigen Stellen ein *Close Reading* erfordern, das die von den hervorgehobenen Signifikanten ausgehenden Bedeutungsstränge im Gesamtzusammenhang des jeweiligen Textes erschließen muss. Sie werden dabei als Knotenpunkte verstanden, an denen der Text Materialität und Fremdheit von Sprache überhaupt hervortreten lässt und damit den Prozess der Lektüre als einer permanenten Fortbewegung anstößt. Wie aus der vorliegenden theoretischen Abhandlung hervorgeht, heben mehrsprachige Texte neben dem kulturwissenschaftlich vielfach untersuchten Themenkomplex der Migration und Transkulturalität auch die der Schrift immer schon innenwohnende Bewegung der Expatriierung hervor.